

**HEYNE**  
BÜCHER

**CHAD  
OLIVER**  

---

**DIE  
VOM  
ANDEREN  
STERN**

SCIENCE FICTION  
Ein utopischer Roman



Die Erde wird von den Außerirdischen erobert –  
und er ist der einzige Mensch, der dies bemerkt

Er war der einzige Mensch auf der Erde, der die Fremden von den Sternen erkannte.

Paul Ellery, ein Anthropologe mit einem statistischen Studienauftrag, kam nach Jefferson Springs, einer typisch amerikanischen Kleinstadt, und entdeckte, daß die Bürger der Stadt sich seltsam benahmen.

Das war kein Wunder, denn die Leute von Jefferson Springs waren nicht auf der Erde geboren. Sie waren Außerirdische und hatten die Aufgabe, die Erde zu erobern.

Vom selben Autor erschienen in den Heyne-Büchern  
die utopischen Romane

*Das große Warten* · Band 3014

*Brüder unter fremder Sonne* · Band 3036

CHAD OLIVER

# DIE VOM ANDEREN STERN

*Utopischer Roman*

*Deutsche Erstveröffentlichung*



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3090  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

SHADOWS IN THE SUN

Deutsche Übersetzung von Christiane Nogly

Copyright © 1954 by Chad Oliver

Printed in Germany 1967

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München

Gesamtherstellung: Verlagsdruckerei Freisinger Tagblatt,

Dr. Franz Paul Datterer o.H.G., Freising

# 1

Zunächst war es nichts weiter als reiner Starrsinn gewesen – getarnt als wissenschaftliche Neugierde –, der Paul Ellery davon abgehalten hatte, den Ort zu verlassen. Doch das hatte sich geändert.

Jetzt gab es etwas, was er wissen *mußte*.

Er saß an einem Ecktisch im Jefferson Springs Café. Allein – wie er immer und überall allein in Jefferson Springs war. Es gab in dem kleinen Restaurant nicht viel zu sehen – eine verstaubte elektrische Uhr, die seit den zwei Monaten, die er bereits hier war, unverändert sechs Minuten nachging; eine leicht angeschlagene Musikbox, die mit verschossenen Farbaufnahmen beklebt war; und an der Wand der unvermeidliche Druck *Law West of the Pecos* von Judge Roy Bean. Paul Ellery schob mit einem unterdrückten Seufzer den Teller mit den Hühnerknochen und den übriggebliebenen Pommes frites von sich und fing an, mit seiner Bierflasche feuchte Kreise auf dem lackierten Holztisch zu ziehen.

Ein uralter Ventilator schleuste frische Luft in den Raum, die jedoch so feucht war, daß selbst das Holz schwitzte. Außer dem gleichmäßigen Summen des Ventilators war nicht ein einziges Geräusch zu hören. Es war als ob man tief unter der Erde in einer Höhle

saß – und auf ein Erdbeben wartete. Ellery versuchte zu ignorieren, daß es ihm eiskalt den Rücken hinunterlief. Er versuchte sich einzuhämmern, daß er nur Hirngespinnste sah und daß es nichts gab, was er zu fürchten hatte. Er versuchte, sich zu beruhigen.

Und warum, zum Teufel, wollte ihm das nicht so recht gelingen?

Es war Donnerstag. Ein Donnerstag im August. Er befand sich in Jefferson Springs, einem Ort mit sechstausend Einwohnern im Staate Texas, der – wie jeder weiß – ein Teil der Vereinigten Staaten von Amerika ist. Es war acht Uhr abends, und es war sehr heiß. Hundertzwanzig Meilen nördlich lag die Stadt San Antonio; sechzig Meilen südlich befand sich der Eagle Pass, und am anderen Flußufer lag Piedras Grandes in Mexiko. Alles schien absolut normal zu sein. Jefferson Springs war nichts weiter als eine Kleinstadt wie tausend andere auch.

Kein Grund zur Furcht also. Oder doch?

Als Ellery sein Bier ausgetrunken hatte, überlegte er kurz, ob er sich ein neues bestellen sollte. Doch er verwarf den Gedanken und holte statt dessen seine Pfeife – die er wie einen 45er Colt in der Hosentasche trug – hervor und stopfte sie bedächtig aus einem speckigen Tabaksbeutel. Nachdem er die Pfeife angezündet hatte, zerbrach er das Streichholz und versenkte es in der leeren Bierflasche. Dann blies er einen

unförmigen Rauchring in Richtung Judge Roy Bean und beobachtete den Kampf zwischen dem Rauch und dem Luftstrom aus dem alten Ventilator.

»Zum Teufel mit euch allen«, murmelte er grimmig.

Er war der einzige Gast im Jefferson Springs Café. Er war seit nunmehr einundsechzig Tagen immer der einzige Gast. Es war so richtig gemütlich!

Um ein wenig der Einsamkeit zu entgehen, hatte er in den ersten Wochen seines Aufenthaltes unermüdlich die Musikbox betätigt. Da er jedoch in bezug auf Musik etwas wählerisch war, hatte sich das auf die Dauer auch nicht gerade als Nervenberuhigungsmittel erwiesen.

Ellery rauchte und hatte das Gefühl, schon eine Ewigkeit dazusitzen, doch der Zeiger der elektrischen Uhr über der Tür war erst fünfzehn Minuten weitergekröchen. Diese Tür führte sowohl zur Küche als auch zu einer dunklen, verwaisten Bierbar. So angestrengt Ellery auch lauschte, er konnte nicht ein einziges Geräusch hören. Eine zweite Tür führte nach draußen, hinaus in den Ort.

Er hatte Angst, nach draußen zu gehen.

Doch dann stieß er ärgerlich den Stuhl zurück und stand auf. Er sagte sich energisch, daß es nichts zu fürchten gab. Kein Mensch hatte versucht, ihm etwas zuleide zu tun. Jefferson Springs war schließlich

nichts anderes als eins der tausend verschlafenen Nester in Texas. *Oder war es doch etwas anderes?*

Ellery warf einen Dollarschein und zwei Münzen auf den feuchten Tisch. Als er auf die Straße hinaus kam, empfand er die trockene Hitze nach der schwülen Wärme fast als Wohltat. Der Asphalt war zwar noch heiß, aber die Sonne war bereits untergegangen, und eine leichte Brise, die von der Wüste herkam, wehte durch die Straßen.

Als er jetzt vor der weißgetünchten Fassade des Cafés stehenblieb, war er in Selbstbetrachtungen versunken. Er, Paul Ellery, war ein ziemlicher Brocken, über einsachtzig groß und an die zwei Zentner schwer. Der Blick seiner braunen Augen war ruhig, klug und selbstsicher. Er trug die übliche Kleidung: ein Khakihemd und Khakihosen, auf dem Kopf einen breitrandigen Filzhut und an den Füßen Cowboy-Stiefel. Man sah ihm den Doktor der Philosophie nicht an, und er wirkte nicht wie ein Mann, der sich leicht fürchtete.

Jefferson Springs wartete schweigend auf ihn.

Das Café lag an der Hauptstraße, am nördlichen Ende der Stadt. Die Hauptstraße wurde in der Mitte durch Eisenbahnschienen und einen kleinen Bahnhof unterbrochen. Zu beiden Seiten der Straße waren Apfelsinenbäume gepflanzt. Rechts vor ihm lag das ›Rialto‹, in dem jetzt gerade ein Mitzi-Gaynor-Film lief.

Es brannten zwar einige Straßenlampen, und ein paar Autos schlichen langsam vorbei, doch ansonsten war Jefferson Springs dunkel und wirkte wie ausgestorben.

Paul Ellery klopfte seine Pfeife am Straßenrand aus. Er hatte viele Bücher von Forschern gelesen; von Männern, die das Unbekannte, das Mysteriöse entdecken wollten. Sie waren zum Nordpol und in die südamerikanischen Dschungel vorgedrungen. Sie hatten Afrika, Ägypten und Polynesien erforscht. Sie hatten mit ihren Teleskopen den Himmel abgetastet und ihre Beobachtungen auf dem Mond, auf dem Mars, auf dem Jupiter und auf den noch weiter entfernt liegenden Sternen gemacht. Sie hatten den Lügendetektor erfunden und in das menschliche Gehirn geschaut.

Nach Jefferson Springs hatte nie jemand geschaut. Jefferson Springs war kein Objekt für Forscher. Wie borniert die Wissenschaft doch war!

Paul Ellery hatte den Sommer in Jefferson Springs verbracht. Er hatte dort nicht einfach gelebt – er hatte den Ort studiert. Das war sein Beruf. Er hatte Ermittlungen angestellt und Tabellen und Aufzeichnungen angefertigt. Er hatte die Zeitung gelesen, in Polizeiakten gewühlt und die Leute interviewt. Er hatte Jefferson Springs so unter die Lupe genommen, als wäre es ein Eskimodorf oder ein Negerkral.

Aber irgend etwas stimmte nicht. Irgendwie konnte

er seine Ermittlungen nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Jefferson Springs war nicht das, was es zu sein schien. Jefferson Springs war – anders. Un-erforscht? Vielleicht. Vielleicht steckte aber mehr da-hinter ...

Er schaute die Straße hinauf und hinunter. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Er ging langsam um die Ecke und stieg in seinen alten Ford. Er steckte den Schlüssel ins Zündschloß und saß dann da, weil er nicht wußte, wo er hinfahren sollte. Er war am Ende mit seiner Weisheit. Jeder andere in dieser Situation hätte aufgegeben und wäre fortgefahren, doch El-lery war ein hartnäckiger Mann.

Die Sterne erschienen am Himmel, und die Luft war vom zarten Duft der Apfelsinenbäume erfüllt. Er mußte an Anne denken, die keine zweihundert Meilen entfernt in Austin war. Zweihundert Meilen – das entsprach einer Fahrtzeit von vier Stunden. Wenn er jetzt abfuhr, konnte er kurz nach Mitternacht dort sein. Und warum eigentlich nicht? Was hatte er denn hier verloren?

Aber er wußte, daß er nicht fahren würde; nicht fahren konnte. Noch nicht. Nicht, ehe er wußte, was hier vor sich ging.

Er hatte vor Jahren ein paar Zeilen gelesen, die ihn auf den Gedanken gebracht hatten, das zu tun, was er jetzt tat. Er dachte jetzt an jene Zeilen – wie schon so

oft während der vergangenen zwei Monate in Jefferson Springs.

*Ob uns das gefällt oder nicht, Tatsache ist, daß wir mehr über die Indianer als über die Durchschnittseinwohner der Vereinigten Staaten wissen. Wir wissen besser über samoanische Dörfer als über amerikanische Städte Bescheid. Wir kennen die Eskimos tausendmal besser als die Leute, die in den Kleinstädten der sogenannten zivilisierten Welt leben. Wer wohnt in diesen unerforschten Gemeinden, durch die wir von und zu den Großstädten brausen? Was machen sie, was denken sie, wo kommen sie her, wo gehen sie hin?*

*Nur eine erschreckend winzige Anzahl kleiner amerikanischer Ortschaften sind von Anthropologen und Soziologen erforscht. Die Ergebnisse sind daher völlig unzulänglich. Der Mars ist uns genauso unbekannt wie neunundneunzig Prozent unseres eigenen Landes.*

*Schauen Sie sich die amerikanischen Kleinstädte, Dörfer und Ansiedlungen mit offenen Augen an. Setzen Sie nichts als sicher voraus! Betrachten Sie alles so objektiv, wie Sie es bei einem wilden Stamm täten!*

*Kein Mensch auf diesem Planeten kann voraussagen, was Sie vielleicht finden werden.*

Nun, Ellery hatte eine ganze Menge herausgefunden. Wenn er seine Ergebnisse nur so unter einen Hut bringen könnte, daß sie einen Sinn ergeben würden. Er hatte mehr herausgefunden, als sich der Autor jener Zeilen je hätte träumen lassen.

Ellery startete den Motor, schaltete die Scheinwerfer an und begann ziellos durch die dunklen Straßen zu fahren. Er fuhr zuerst die Hauptstraße entlang, ohne zu wissen, was er eigentlich suchte. Er konnte nicht einmal sagen, ob er etwas finden wollte.

Er fuhr an dem Drugstore, der zwar geöffnet, aber leer war, an der Bank, an dem Juwelengeschäft und am ›Rialto‹ vorbei. Das ›Rialto‹ war hell erleuchtet, und er hörte im Vorbeifahren gedämpfte Musik und schwaches Stimmengemurmel. Das Mädchen, das am Kassenschalter saß, widmete sich hingebungsvoll ihren Fingernägeln.

Ellery bog etwas nach links ab, rumpelte über die Eisenbahnschienen und kam zum anderen Teil der Hauptstraße, der nicht viel anders aussah als der erste. Noch ein Drugstore, ein sogenannter ›Amerikanischer Klub‹, der bei genauer Betrachtung nichts weiter als eine Billardspielhalle war, das ›Hot Chili Café‹, ein Kolonialwarengeschäft, ein paar Häuser und die katholische Kirche.

Er bog bei dem großen quadratischen Eishaus von der Hauptstraße ab, kreuzte wieder die Schienen und schaute zum mexikanischen Teil der Stadt hinüber. Dort war ein bißchen mehr Leben – ein paar Lichter, irgendwo ein Frauenlachen und weit entfernt eine Gitarre.

Paul Ellery fuhr in eine Parkbucht, nahm den Gang

heraus, aber ließ den Motor weiterlaufen. Er stopfte umständlich seine Pfeife und zündete sie an. Er hatte keine Lust, in sein Hotelzimmer im Rocking-T. zu fahren. Der Gedanke an eine weitere schlaflose Nacht mit wirren Gedanken war ihm unerträglich.

Zu seiner eigenen Belustigung dachte er sich eine Schlagzeile für die Zeitung aus: JUNGER WISSENSCHAFTLER VERBLÜFFT DIE GELEHRTEN. MIXT IN SEINEM LABORATORIUM FAKTEN UND BEKOMMT NICHTS DABEI HERAUS.

Als er merkte, daß seine Hände feucht wurden, obwohl es jetzt nicht mehr so heiß war, versuchte er, seine Furcht zu analysieren. Zum Teil mußte sie in der offenen und versteckten Feindseligkeit begründet sein, die Jefferson Springs ausstrahlte, und zum Teil mußte es an der Tatsache liegen, daß seine ganzen Ermittlungen und Statistiken vorne und hinten nicht zusammenpaßten.

Doch hauptsächlich war seine Furcht reine Gefühlssache. Er hatte zeit seines Lebens – bis auf einen Abstecher bei der Armee und zwei Jahre an der Universität in Chicago – in Texas gelebt, und er kannte seinen Staat recht gut. Obwohl Galveston ganz anders als die Hauptstadt Austin war und Houston keine Ähnlichkeit mit Abilene oder Amarillo oder Fort Worth oder Laredo hatte, wußte jeder Texaner, wenn er in Texas war.

Jefferson Springs paßte nicht hinein. Es war nicht Texas. Es war nicht einmal Amerika. Ja, es war nicht einmal ...

Doch in welche Gedanken verstieg er sich da?

»Hör auf damit, Junge«, sagte er zu sich selbst, »sonst bist du bald für die Irrenanstalt reif.«

Er entschloß sich, noch nicht ins Hotel zurückzufahren. Irgendwo mußte es doch den Schlüssel geben, den er brauchte. Irgendwo mußte es doch eine Antwort geben. Irgendwo – aber wo?

Es gab eine Möglichkeit.

Er brachte den Wagen in Gang, fuhr die Hauptstraße zurück und aus der Stadt hinaus. Er kam auf die Landstraße, die nach Süden zum Eagle Pass und weiter in Richtung Mexiko führte. Das Land war flach und die Nacht fast kühl. Ein frischer Wind kam zu den offenen Fenstern herein. Der Ford brummte die leere Landstraße entlang. Die Scheinwerfer bohrten ein helles Loch in die Dunkelheit, das sich hinter dem Wagen wieder mit Schatten füllte.

Paul Ellery wußte mit Bestimmtheit, daß irgend etwas faul am Ort Jefferson Springs war.

Er mußte herausfinden, was es war.

Fünf Meilen hinter der Ortschaft bog er von der Hauptstraße nach links ab und kam auf eine Art besseren Feldweg, der zunächst gepflastert war. Zu beiden Seiten erstreckten sich gepflügte Felder. Die Sterne funkelten kalt.

Um seine Nerven zu beruhigen, schaltete er das Radio an. Mit dem Aufleuchten des schwachen gelben Lichtes ertönte ein monotones Brummen. Beim Kauf des Wagens hatte sich Ellery das dazugehörige Radio nicht leisten können. Der gebrauchte Apparat, den er später erworben und selbst eingebaut hatte, hatte zwar seine Mucken, aber er funktionierte. Im ersten Sender, den er hereinbekam, lief, wie nicht anders zu erwarten, eine Werbesendung.

Ellery drehte weiter. Er kam in eine Quizsendung der San Antonio Radio Station.

Er schaltete das Radio ab. Dennoch hatte sich seine Stimmung beachtlich gebessert. Es war alles so prosaisch und realistisch – die friedliche Landstraße, die Nacht, das Radio.

Er rumpelte mit seinem Wagen über eine alte Brücke, die sich über den Nueces spannte, und bog dann scharf nach rechts ab. Obwohl die Straße, die am Fluß entlang führte, ausgefahren war und der Kies unter

den Rädern knirschte, brauchte Ellery mit der Geschwindigkeit kaum herunterzugehen. Auf der rechten Seite versperrte ihm eine dichte Baumreihe die Sicht auf den Nueces; auf der linken Seite dehnten sich hinter einem Zaun Viehweiden in der Dunkelheit aus. Er war nicht mehr weit von der Ranch entfernt.

Was war es nun wirklich, was ihn an Jefferson Springs aus der Ruhe brachte? Paul Ellery sagte sich, daß er weder über eine extreme Einbildungskraft verfügte, noch an übernatürliche Dinge glaubte. Er war Anthropologe, der statistisches Material sammeln und auswerten sollte und der seine Erfahrungen als Lehrer und auch als Wissenschaftler hatte.

Im Privatleben war er Skeptiker. Er hielt sich nur an Tatsachen und neigte dazu, unbequeme Fragen zu stellen, um die Wahrheit zu erfahren. Er bohrte so lange, bis er recht bekam und hatte die glückliche Natur, die Fälle zu vergessen, in denen er unrecht hatte. Dadurch neigte er ein wenig zum Zynismus und Starrsinn, was sich aber nicht so unangenehm auswirkte, wie man meinen könnte, weil er sich einen gewissen Sinn für Humor bewahrt hatte und ein angenehmer, anspruchsloser Mensch war.

Alles in allem: er war nicht der Typ, der Gespenster sah.

Okay. So weit, so gut.

Streichen wir das Übernatürliche und all den Un-

sinn aus. Zu welchem Ergebnis sollte das bisher gesammelte Material führen?

*Punkt eins:* Nachdem er sich Jefferson Springs als den Ort ausgesucht hatte, in dem er statistisches Material sammeln wollte und sein Vorschlag vom Norse Fund in New York bewilligt worden war, hatten ihm die Einwohner nichts als Feindseligkeit entgegengebracht. Jeder andere Anthropologe an seiner Stelle, dem nur wenige Monate für seine Untersuchungen zur Verfügung standen, hätte sich einen anderen Ort ausgesucht, an dem er schneller mit seiner Arbeit vorankam. Nicht so Paul Ellery. Er dachte gar nicht daran, sich aus Jefferson Springs vertreiben zu lassen.

*Punkt zwei:* Nach ein paar Wochen hatten die Einwohner ihre Taktik geändert. Sie waren aus ihren Schneckenhäusern herausgekommen und hatten ihm willig und wortreich Rede und Antwort gestanden. Sie hatten ihm alles erzählt, was er wissen wollte. Nur hatte leider kaum etwas von dem, was sie gesagt hatten, wahr geklungen.

*Punkt drei:* Es gab keinen einzigen Menschen im Ort, der länger als fünfzehn Jahre in Jefferson Springs gewohnt hätte! Die Einwohnerzahl betrug sechstausend. Obwohl Jefferson Springs auf einen Fremden wie ausgestorben wirken mußte, war es alles andere als eine Geisterstadt. Der Ort existierte seit hundertzweiunddreißig Jahren. Es hatte keinerlei Katastro-

phen gegeben. Keine politischen Aufstände, keine Seuchen, keine Mißernten – nichts dergleichen.

*Punkt vier:* Das bedeutete, daß die gesamte Bevölkerung – sechstausend Männer, Frauen und Kinder – *ausgewechselt* worden war. Welchen Ausdruck sollte man sonst dafür gebrauchen? Die Ureinwohner waren – einer nach dem anderen – weggezogen. Der letzte hatte den Ort vor ein paar Jahren verlassen. Zur gleichen Zeit hatten sich andere Leute angesiedelt. Keiner der Zugezogenen hinwiederum lebte länger als seit fünfzehn Jahren in Jefferson Springs. Die meisten seit einer weitaus kürzeren Zeit. Es hatte sich demzufolge eine völlig neue Bevölkerung gebildet.

*Punkt fünf:* Im Hinblick auf die traditionelle Verbundenheit der Texaner mit ihrem Grund und Boden, im Hinblick auf die alteingesessenen Familien, die jahrzehntelang in ein und derselben Kleinstadt lebten, im Hinblick auf viele tausend Dinge war ein solcher ›Austausch‹ der Bevölkerung unnatürlich und unverständlich.

*Punkt sechs:* Und dennoch war es so. Was steht in den gelehrten Büchern darüber? Nichts? Wie schade!

*Punkt sieben:* Was er über Jefferson Springs erfahren hatte – nachdem sich die Leute entschlossen hatten, zu reden –, war der hübsche Text eines Reiseführers von einer typischen Kleinstadt in Texas. Die Auskünfte waren präzise und stimmten haargenau. Es war

genauso, als wenn man ihm gesagt hätte, daß drei von vier Männern Chlorophyll-Wattebäusche in den Ohren hätten und er wäre auf die Straße gegangen und hätte abgezählt: drei Männer mit Chlorophyll-Wattebäuschen, einer ohne, drei Männer mit Chlorophyll-Wattebäuschen, einer ohne. Präzise wie ein Uhrwerk und dabei so verdammt falsch.

*Punkt acht:* Die Leute von Jefferson Springs *empfan-*  
*den* nichts. Paul Ellery hätte schwören können, daß sie keine echten Texaner waren. Sie sagten zwar die rechten Dinge zur rechten Zeit und taten mehr oder weniger die rechten Dinge zur rechten Zeit, aber sie spielten eine einstudierte Rolle. Sie beherrschten ihren Text, das Szenenbild stimmte – und trotzdem war das Ganze ein ausgemachter Schwindel. Es war ein Schmierentheater ohne Schmiere.

*Punkt neun:* Warum?

Inzwischen hatte Paul Ellery das Tor zur Thorne-Ranch erreicht und hielt an. Er ließ die Scheinwerfer brennen, stieg aus, schob den hölzernen Riegel beiseite und stieß das Tor auf.

Nachdem er durchgefahren war, schloß er das Tor wieder. Die Nacht war still. Außer den quakenden Fröschen am Ufer des Nueces und dem leichten Wind, der über die Felder strich, war kein Geräusch zu hören. Der Glanz der Sterne war noch kälter und härter als zuvor. Der Mond schien nicht.

Der Ford rumpelte langsam über einen ausgefahrenen Feldweg. Nach etwa einer Meile hatte Paul Ellery einen Hügel erreicht, von dem aus er die Thorne-Ranch vor sich liegen sah. Die Gebäude waren in völlige Dunkelheit getaucht. Entweder schliefen die Bewohner, oder aber sie waren nicht zu Hause. Oder sie konnten im Dunkeln sehen! Es war bezeichnend für Ellerys Verfassung, daß er im Augenblick die letzte Möglichkeit für die wahrscheinlichste hielt. Ihm war schon seit einiger Zeit aufgefallen, daß in Jefferson Springs nachts im Grunde viel zu wenig Lichter brannten. Der Ort lag prinzipiell im Dunkeln. Wenn man nach acht oder neun Uhr von der Hauptstraße abbog, war es eine Seltenheit, ein erleuchtetes Fenster zu erspähen. Was sollte das schließlich bedeuten?

Paul Ellery fuhr den Wagen an den Rand des Feldweges. Er stellte den Motor ab, schaltete die Scheinwerfer aus und versuchte, Herr über seine Gedanken zu werden. Was immer auf der Thorne-Ranch vorgehen mochte – er hatte weder das Recht noch eine Entschuldigung dafür, nachts auf dem Besitz herumzuschleichen. Seine Mission war nicht so dringend, als daß er die Ranchbewohner aus den Betten trommeln dürfte. Oder doch? Wie sollte er das beurteilen?

Er zögerte und überlegte, ob er zurückfahren sollte. Doch wohin sollte er fahren? Wo gab es eine Ant-

wort? Er saß schweigend im Auto und hörte den Fröschen zu, deren Gequake so wohltuend normal war. Und er starrte zum wolkenlosen, sternklaren Himmel.

Melvin Thorne war ein großer, breitschultriger, gutmütiger Texaner. Berichtigung: er wirkte so! Paul Ellery hatte es sich in Jefferson Springs endgültig angewöhnt, das zu glauben, was er sah.

Thorne war so etwas wie das Oberhaupt von Jefferson Springs. Er war weder arm noch reich, aber ein Mann, dem man Respekt zollte. Als Ellery ihn interviewt hatte, war Thorne sehr höflich und zuvorkommend gewesen und hatte Ellery aufgefordert, wieder einmal vorbeizuschauen. Er hatte ihm sogar angeboten, daß er – Ellery – jederzeit einen ernsthaften Job auf der Thorne-Ranch haben könnte, wenn ihm seine ganzen Statistiken und sein Bücherkram zu dumm werden sollten.

Was ihm Thorne über die Ranch gesagt hatte, war nichts weiter als eine Nullachtfünfzehn-Information, die haargenau mit den Auskünften übereinstimmte, die er von Jim Walls, dessen Besitz in der Nähe des Comanche Lake lag, erhalten hatte. Die Angaben stimmten *zu genau* überein. Sie waren nichts weiter als eine Schablone.

Ellery hatte sich zu einem Experiment entschlossen. Er würde die Angaben, die Walls gemacht hatte, so

verdrehen, daß sie in Widerspruch zu dem standen, was ihm Thorne über die Verhältnisse und Lebensbedingungen auf einer Ranch gesagt hatte, und Thorne dann fragen, wie er sich diese Diskrepanz erklärte. Die Idee war zwar nicht umwerfend, aber vielleicht führte sie ihn ein Stückchen weiter.

Ellery saß in der Dunkelheit da und kam sich reichlich töricht vor. Das Problem war, daß es überhaupt nicht wie ein Problem *aussah*. Man mußte immer wieder das gesammelte statistische Material durchgehen, um sich davon zu überzeugen, daß wirklich ein Problem existierte und es nicht das Resultat einer überspannten Phantasie oder einer schlampigen Arbeit war. Die Szenerie als solche war alles andere als mysteriös – keine finsternen Schlösser, keine Morde, kein Blitz und Donner, kein verrückter Wissenschaftler, kein schönes Mädchen.

Nichts weiter als eine laue Sommernacht auf einem Feldweg. Nichts weiter als eine verschlafene Ranch und Frösche am Fluß. Nichts weiter als Erde und Luft und Sterne.

In diesem Augenblick beschlich ihn ein merkwürdiges Gefühl.

Zunächst fand er keine Erklärung dafür. Er setzte sich ruckartig auf und war plötzlich sehr angespannt. Seine Hände umklammerten das Steuerrad. Was stimmte nicht?

Er lauschte. Doch der leise Wind und die quakenden Frösche am Fluß waren das einzige Geräusch.

Er starrte. Da war die dunkle und verlassene Ranch. Da war das Land um ihn. Da war die Nacht mit den kaltblinkenden Sternen.

Und da war noch etwas!

Er hielt den Atem an. Das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Er schaute zum Himmel.

Dort über den Gebäuden der Thorne-Ranch war etwas – etwas Gewaltiges.

Paul Ellery stieß die angehaltene Luft zischend aus. Seine Hände klebten. Er fühlte den kalten Schweiß auf seiner Stirn. Er öffnete langsam die Wagentür und stieg aus. Als er auf dem schmutzigen Feldweg stand und keine etwaigen Reflexe durch die Windschutzscheibe mehr möglich waren, schaute er nochmals hoch.

Das Ding war immer noch da!

Um genau zu sein, erschreckte ihn nicht das, was er *sah*, sondern das, was er *nicht sah*; denn er konnte das Ding im eigentlichen Sinne überhaupt nicht sehen. Er wußte nur, daß es am Himmel war.

Er legte den Kopf in den Nacken und starrte. Es war eine sternklare Nacht. Seine Gedanken hämmerten, daß er diesen Punkt nicht vergessen dürfte. Nicht eine einzige Wolke war am Himmel. Der Mond hing so tief am Horizont, daß sein Licht Ellerys Sicht zu

den Sternen nicht beeinflussen konnte. Und es waren Millionen Sterne, die er funkeln sah.

Natürlich bis auf jene, die ausgelöscht waren.

Und das war es, was er sah. Über seinem Kopf war eine dunkle Masse, die die Sterne verdeckte. Er konnte ohne Schwierigkeiten die Ausmaße dieses Dinges erkennen, aber er konnte es nicht eigentlich *sehen*. Was er bei genauem Hinsehen erspähte, war hin und wieder ein schwaches Aufblitzen von reflektiertem Licht. Das Ding war lang und schmal und mußte an einem Ende abgerundet sein und am anderen Ende spitz zulaufen. Die Größe war schwer zu schätzen, weil Ellery keine Anhaltspunkte hatte, in welcher Höhe sich das Ding befand; doch er schätzte die Länge – über den Daumen gepeilt – auf mindestens fünfhundert Meter. Es hing völlig bewegungslos am Himmel. Es war weder bedrohlich noch verheißungsvoll. Es war ganz einfach da.

Paul Ellery wußte nicht, wie lange er auf dem schmutzigen Feldweg gestanden hatte, aber es mußte lange gewesen sein. Schließlich wurde sein Warten belohnt, und er sah, daß unter dem zylindrischen Schatten ein schwaches Licht kurz aufflammte. Dann löste sich ein kleinerer Schatten von dem großen und sank hinab. Er nahm ganz offensichtlich Kurs auf die Thorne-Ranch.

Ellerys erster Impuls war, davonzulaufen. Er fühlte

sich völlig hilflos und verlassen, und – was das Schlimmste war – er kam sich so klein und unbedeutend wie nie in seinem Leben vor. Dennoch rührte er sich nicht von der Stelle. Das war seine Chance. Wenn er sie verpaßte, würde er nie wieder ruhig schlafen können. Wenn er sie jedoch wahrnahm ...

Er stand still und starrte zum Himmel.

Er konnte das herabkommende Etwas jetzt ziemlich deutlich sehen. Es war ein unförmiges, kugelähnliches Gebilde mit einem Durchmesser von etwa drei Metern, das ihn an einen überdimensionalen Wasserball erinnerte.

Es landete völlig geräuschlos auf dem Hof der Ranch – keine Viertelmeile von Ellerys Ford entfernt. Fünf Personen stiegen aus. Sie sprachen kein Wort. Ellery erkannte im Mondschein, daß einer von ihnen zweifellos Melvin Thorne war. Die anderen vier – ein Mann, eine Frau und zwei Kinder – erkannte Ellery, zumindest auf diese Entfernung, nicht. Die fünf gingen ins Haus und schlossen die Tür hinter sich. Erstaunlicherweise schalteten sie das Licht an.

Die Metallkugel summte leicht und erhob sich in die Luft. Sekunden später war sie wieder eins mit dem großen Schatten am Himmel. Ein Licht flammte auf. So schwach und so kurz, daß Ellery nicht sicher war, ob er es überhaupt gesehen hatte.

Das war alles.

Der Schatten am Himmel war verschwunden. Die Sterne funkelten wieder zu ihm herunter.

Paul Ellery stieg in sein Auto und schloß vorsichtig die Tür. Er war völlig betäubt und hatte Mühe, seine zitternden Hände unter Kontrolle zu bekommen. Er schaute auf die Uhr. Es war halb elf.

Er konnte nichts denken, nichts begreifen. Er stand dem, was er eben erlebt hatte, fassungslos gegenüber. Aber er wußte, daß er sich dazu zwingen mußte, einen klaren Gedanken zu fassen. Er erkannte, daß er in eine Welt geraten war, die anders als jene war, die er zu kennen glaubte. Und er mußte mit seinem gesunden Menschenverstand dahinterkommen, was das für eine Welt war. Wenn ihm das nicht gelang, war er nichts weiter als ein Tier – eine Maus in einem Labyrinth.

Es war durchaus möglich, daß er heute nacht nicht so besonnen wie sonst handelte. Doch durch den aktiven und passiven Widerstand der Bevölkerung hatte sich bei ihm so viel an Unbehagen und Mißtrauen angesammelt, das irgendwann zur Explosion führen mußte. Dabei hatte er sich im Grunde genommen immer für einen sachlichen Menschen gehalten.

Nun war er zwar beileibe kein Held, aber dennoch

...

Man hatte ihn zum Narren gehalten, und das paßte ihm nicht.

Er faßte einen Entschluß, wobei er sich heftig bemühte, die aufsteigende Panikstimmung zu unterdrücken.

Er schaltete den Motor an und drehte die Scheinwerfer voll auf. Er machte so viel Lärm, wie es nur irgendwie ging und brauste über den Feldweg direkt zur Ranch. Er wäre verrückt geworden, wenn er es nicht getan hätte.

Er war heute abend hierhergekommen, um Melvin Thorne einige Fragen zu stellen. Und das würde er jetzt tun.

Ellery klopfte an die Tür. Einen Herzschlag lang hielt die Welt den Atem an. Dann hörte er, wie sich schwere Schritte näherten.

Die Tür ging auf.

Melvin Thorne stand vor ihm, umrahmt von einem gelben Lichtkegel. Er hätte nicht biederer und harmloser aussehen können. Er war groß. Größer als Ellery. So an die einsneunzig. Er war wuchtig und massiv und mochte gut und gern seine zweihundertzehn Pfund wiegen. Daß seine braunen Haare im Nacken und zur Stirn hin dünner wurden, kam daher, daß er jahraus, jahrein einen Hut trug, um seine hellen Augen vor der Sonne zu schützen. Er trug die typische Kleidung der Texaner – Khakihosen, ein leichtes Hemd mit offenem Kragen und Stiefel. Zudem war er schlecht rasiert.

*Eine gelungene Imitation*, dachte Ellery.

»Guten Abend, Paul«, sagte Melvin Thorne. Er sprach langsam, breit und freundlich. »Was kann ich zu dieser nächtlichen Stunde für Sie tun?«

*Ruhe bewahren. Nur nicht aufregen*, hämmerte Ellerys Gedanken. »Ich möchte gern noch einige Fragen an Sie richten, Mr. Thorne. Wenn Sie ein paar Minuten Zeit für mich hätten ...«

»Nennen Sie mich Mel«, sagte Melvin Thorne und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Reichlich spät, Nachbar.«

»Ich weiß, daß die Zeit ziemlich unpassend ist, Mel, aber ich wäre Ihnen für Ihre Hilfe ehrlich dankbar. Ich habe mich in ein paar Dinge verrannt, die mich fast zerreißen.«

»Das wäre ewig schade, Paul«, grinste Melvin Thorne.

Ellery sagte nichts. Er fühlte, wie seine Hände feucht wurden.

»Dann kommen Sie herein, mein Sohn«, meinte Thorne lächelnd. »Schätze, daß ein paar Minuten keinem schaden.«

Als Ellery eingetreten war, schloß Thorne die Tür ab. Ellery versuchte, diese Tatsache zu ignorieren. Warum sollte ein Mann nicht die Tür seines Hauses abschließen? Warum sollte ein Mann ... Er wehrte sich, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Das Haus wirkte wie ausgestorben. Von den vier Personen, die mit Thorne aus der Kugel gekommen waren, war kein Anzeichen zu entdecken. So angestrengt Ellery auch lauschte, außer seinen eigenen Schritten und dem Ticken einer großen, lauten Uhr im Wohnzimmer war nichts zu hören. Das Haus war das Musterbeispiel für alle kleinen Ranchhäuser in Texas. Es gab nichts Überspanntes. Keine Wagenrä-

der, keine Büffelteppiche, keine Brandzeichen in den Möbeln. Die Zimmer waren sauber, aber alles andere als komfortabel. Es war das typische Haus der Mittelklasse, die den Sonabend in der Stadt verbrachte und sonntags in die Kirche ging. Es strahlte eine kleinbürgerliche Atmosphäre aus.

Thorne führte ihn – wie nicht anders zu erwarten – in die Küche. In der Ecke stand die übliche große Eisbox und an der Wand der riesige eiserne Herd. Die Regale waren mit Bechern, Krügen und einfachem Geschirr angefüllt. Auf dem Holztisch lag eine frische rot-weiß-karierte Decke ausgebreitet.

Sie setzten sich an den Tisch. Ellerys Blick fiel auf die unsterblichen Verse, die auf dem Salz- und auf dem Pfefferstreuer standen. Auf dem Salzstreuer hieß es: »Ich bin voll mit SALZ. Manche kriegen nicht genug von mir in den Hals.« Und auf dem Pfefferstreuer stand zu lesen: »Ich bin voll mit PFEFFER. Schüttle mich nicht so heftig; ich bin im Geschmack sehr kräftig.«

Geheimnisvoll?

»Kaffee?« fragte Melvin Thorne.

Ellery nickte. »Ja, bitte.«

Thorne schenkte aus einem großen, schwarzen Topf ein, der auf dem Herd stand.

*Wo mag der Kaffee herkommen? fragte sich Ellery. Er hat keine Zeit gehabt, frischen aufzubrühen.*

Ellery trank ihn schwarz. Der Kaffee war lauwarm. Ellery kam zu der Überlegung, daß Thorne in dem Augenblick, als es klopfte, Feuer unter dem Topf mit dem alten Kaffee gemacht haben mußte.

Thorne verzog sein Gesicht. »Mit dem Kaffee ist nicht viel los. Aber Sie wissen ja, wie die Frauen sind – sie mögen alle schwachen Kaffee. *Ich* sage immer, je mehr Kaffee, desto besser. Man trinkt das Zeug ja nicht, um das *Wasser* zu schmecken.«

»Da haben Sie recht«, stimmte Ellery zu, während er krampfhaft überlegte, wie er anfangen sollte. Was sollte er dem Mann sagen? *Nebenbei gesagt, Mel, ich frage mich, ob Sie ein Marsmensch sind ...*

So ging es wohl kaum.

»Nun, mein Sohn«, ermutigte ihn Thorne, »fangen Sie an, mich mit Ihren Fragen zu bombardieren. Sie wissen, daß ich keine Gedanken lesen kann.«

Paul Ellery schaute den anderen scharf an, doch dessen Gesicht blieb freundlich und ausdruckslos.

Es war sehr ruhig im Haus. Die große Uhr tickte laut im Wohnzimmer, und das war alles. Vier Personen hatten mit Thorne das Haus betreten. Sie waren buchstäblich vom Himmel heruntergekommen. Wo befanden sie sich? Versteckten sie sich hinter der Tür? Unter dem Bett? In einem Geheimgang?

Absurd. Es war alles absurd. Und das Raumschiff

...

Ellery benetzte seine Lippen. Er hatte es satt, sich länger an der Nase herumführen zu lassen. Obwohl er sich zum erstenmal in seinem Leben fürchtete, unsicher und verwirrt war, wußte er, daß es für ihn nur zwei Möglichkeiten in Jefferson Springs gab. Entweder machte er das Spiel weiter mit, stellte Material zusammen, von dem er wußte, daß es falsch war, und ging dann seiner Wege, oder aber er hatte den Mut, der Wahrheit auf den Grund zu gehen – gleichgültig, wohin ihn das führen mochte.

Er lächelte. Es gab für ihn nur eine Möglichkeit! »Mel«, sagte er, »ich brauche Ihre Hilfe.«

Thorne schenkte sich Kaffee nach und füllte Ellerys Tasse wieder. Jetzt war der Kaffee brühheiß und schmeckte auch gleich ganz anders.

»Ich freue mich, wenn ich Ihnen helfen kann, mein Sohn«, sagte Thorne. »Ich nehme zwar nicht für mich in Anspruch, daß ich Ihren ganzen Schreibkram verstehe, aber ich kenne Jefferson Springs so gut wie viele und besser als manche andere.«

Ellery nickte und machte sich so seine eigenen Gedanken. »Hören Sie zu, Mel, ist Ihnen je irgend etwas – nun ja – Seltsames, Eigentümliches an Jefferson Springs aufgefallen?«

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Wirklich nicht?«

»Eigentümlich – hmm – ja – vielleicht die Pebbles-

Frau, die in der Nähe der Schule wohnt. Ich bin der letzte, der sagen würde, daß diese Frau *verrückt* ist, aber recht seltsam ist sie schon. Als ich vor längerer Zeit einmal bei ihr vorbeifuhr und in den Garten schaute, sah ich, wie sie mit ihrem alten Rasenmäher herumfuhrwerkte. Und sie war nackt. Splitterfaser-nackt. Am hellichten Tag ...«

»Das meinte ich nicht mit seltsam, Mel.«

»Sie machen es spannend. Was meinten Sie dann?«

Um Zeit zu gewinnen, griff Ellery zu seinem beliebten Hilfsmittel – zu seiner Pfeife. Er rauchte in letzter Zeit viel zuviel; doch so hatte er die Chance, seine Gedanken zu sammeln und einen beschäftigten Eindruck zu machen, ohne daß er eigentlich etwas tat. Er zündete die Pfeife an, zerbrach das Streichholz und ließ es auf die feuchte Untertasse fallen.

»Waren Sie schon einmal irgendwo, Mel«, begann er langsam, »wo Sie das Gefühl hatten, daß etwas nicht stimmte, ohne genau sagen zu können, was eigentlich nicht stimmte? Ich denke da zum Beispiel an eine Geschichte, die mir vor einiger Zeit passiert ist. Ich bin eines Nachmittags – nicht weit von hier, in der Gegend von Sabinal – auf einer einäugigen weißen Stute geritten. Wenn Sie so wollen, war alles ruhig und friedlich gewesen. Und trotzdem hatte die Stute plötzlich so heftig gescheut, daß ich fast aus dem Sattel gefallen wäre. Dann war sie wie der Teufel losge-

jagt. Irgend etwas auf der Seite ihres blinden Auges mußte sie so erschreckt haben, daß ich fast zehn Minuten gebraucht habe, um sie zum Stehen zu bringen.«

Thorne lachte. »Das hat doch nichts zu bedeuten. Sie wird eine Schlange gewittert haben und ist auf und davon. Das passiert alle Tage.«

»Angenommen, es war keine Schlange?« fragte Ellery bedächtig. »Angenommen, es war nichts da?«

Thorne zuckte die Achseln. »Dann war sie eben nervös. Was soll daran seltsam sein? Sind Sie nicht auch manchmal nervös?«

»Manchmal«, mußte Ellery zugeben. Er schaute den Mann, der ihm gegenüber am Tisch saß, fest an. »Ich habe ein komisches Gefühl mit Jefferson Springs«, sagte er. »Um genau zu sein, es ist mehr als ein Gefühl. Ich bin absolut sicher, daß irgend etwas mit dem Ort nicht in Ordnung ist.«

»Nicht in Ordnung?« Es entstand eine lange Pause. »Mit Jefferson Springs?«

»Ich nehme an, daß Sie das nicht bemerkt haben.«

»Ich wüßte wirklich nicht«, meinte Thorne gehes. »Es sei denn, Sie spielen auf Bürgermeister Cartwright an. Ich habe gehört, daß er nicht ganz astrein sein soll. Aber er ist immerhin Politiker. Und wenn ich höre, was in Washington so alles passiert, wundere ich mich über gar nichts mehr.«

Ellery blies einen Rauchring auf den Salzstreuer zu. Es war klar, daß sich Thorne nicht zu irgendwelchen unbedachten Äußerungen hinreißen ließ. Dieser Mann weigerte sich offensichtlich, über irgend etwas Wichtiges zu sprechen. Und er war zweifellos ein guter Schauspieler. Obwohl Ellery genau wußte, was er gesehen hatte, fing er bereits an, etwas unsicher zu werden.

Er mußte also mit schwerem Geschütz auffahren und abwarten, was passierte. Bis jetzt hatte noch niemand in Jefferson Springs versucht, ihm etwas zuleide zu tun. Und solange das nicht geschah, würde er weiterbohren.

Er beugte sich vor. »Legen Sie jetzt die Karten auf den Tisch, Mel«, sagte er bestimmt. »Ich hatte meinen Ford auf dem Feldweg geparkt, als Sie heute abend nach Hause gekommen sind.«

Das Schweigen vertiefte sich. Draußen strich der Sommerwind über das Land.

Melvin Thorne zuckte nicht einmal mit den Augen. »Und was hat das damit zu tun?«

Ellery holte tief Luft. »Sie sind aus der Sphäre gekommen«, sagte er. Er merkte selbst, wie absurd diese Worte in der prosaischen Küche wirkten.

»Ich kann Ihnen überhaupt nicht folgen, mein Sohn. Was wollen Sie mir da erzählen?«

»Es waren noch vier andere Leute bei Ihnen«, fuhr

Ellery verbissen fort. »Ein Mann, eine Frau und zwei Kinder. Sie sind alle in dieses Haus gegangen.«

Thorne grinste breit und zufrieden. »Ist das ein Spiel, Paul, oder haben Sie zu tief in die Flasche gesehen? Aus der *Sphäre*!«

Ellery redete weiter. Er hatte das Gefühl, in einer Tretmühle zu sein, aus der er nicht herauskam. »Sie kamen mit einer Metallkugel herunter. Ich habe Sie gesehen. Was hat das zu bedeuten?«

Ellery kam sich wie ein Narr vor. *Und so sollte er sich wahrscheinlich auch vorkommen! Die beste Verteidigung der Welt ist, dem anderen die Angst vor der Lächerlichkeit einzuflößen.*

»Das kann nicht Ihr Ernst sein. Noch etwas Kaffee?«

»Danke. Es ist mein Ernst. Verdammt noch mal, Sie wissen, daß es mein Ernst ist.«

Thorne lachte. »Sphäre? Auf meiner Ranch ist keine. Ich habe einen alten Öltank drüben im Schuppen. Vielleicht hilft Ihnen das weiter.«

*Lach du nur, Bürschchen,* dachte Ellery grimmig. *Versuchen wir es mal mit Binsenweisheiten.* »Stille Wasser sind tief«, sagte er. »Nicht alles, was glänzt, ist Gold.«

In Thornes helle Augen trat ein wachsamer Zug. »Was Sie sagen, hat wenig Sinn, Paul.«

»Was Sie sagen, auch.«

»Kein Grund, sich zu ereifern. Ich mache Ihnen einen Vorschlag – wenn Sie glauben, daß eine solche

Metallkugel auf meinem Hof ist, warum gehen Sie dann nicht einfach hinaus und schauen nach? Wenn Sie eine finden, können Sie sie behalten und mit nach Hause nehmen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß sie jetzt auf Ihrem Hof ist. Ich habe gesagt, daß Sie mit einer gelandet sind. Ich habe gesagt, daß Sie mit vier anderen Personen aus dem Raum gekommen sind. Versuchen Sie nicht, sich über mich lustig zu machen, Mel. Ich weiß, was ich gesehen habe.«

Thorne zuckte die Achseln. »Wie Sie wollen, mein Sohn. Nachdem Sie etwas gesehen haben, kann ich Ihnen auch die Wahrheit sagen.« Er verzog seinen Mund zu einem breiten Grinsen. »Tatsache ist, daß ich meine Herde von einer fliegenden Untertasse aus überwache. Nachdem ich meinen Jeep und die Pferde verkauft habe, habe ich solch eine Untertasse über ein Versandhaus bestellt. Die fliegenden Untertassen sind sehr praktisch, sie haben nur den einzigen Nachteil, daß man leicht herunterfällt.«

»Hören Sie auf, Mel«, sagte Ellery.

»Es war Ihre Idee, mein Sohn. Ich wollte Ihnen nur weiterhelfen.«

»Dafür bin ich Ihnen ungeheuer dankbar.« Ellery stand auf. Seine Hände waren zu Fäusten geballt. Er schaute den anderen fest an. »Etwas möchte ich Ihnen doch noch sagen.«

Melvin Thorne erhob sich ebenfalls. »Ja?«

»Ich wollte sagen, daß ich kein Wort von dem glaube, was ich gehört habe, seit ich dieses Haus betreten habe. Ich glaube nicht ein einziges Wort von dem, was ich gehört habe, seit ich in Jefferson Springs bin. *Ich glaube nicht an Jefferson Springs!* Ich habe Sie heute abend – hier in Ihrem Hof – aus einer Art Himmelskugel, oder wie immer Sie das Metallding nennen wollen, steigen sehen. Und ich habe das große Schiff am Himmel ebenfalls gesehen. Ich weiß nicht, was, zum Teufel, hier vorgeht; aber ich werde es herausbekommen. Ich nehme es nicht hin, wie ein zweijähriges Kind behandelt zu werden. Ich möchte Ihnen sagen, daß ich den Ort nicht eher verlasse, bis ich herausfinde, was hier faul ist. Und wenn ich den Rest meines Lebens hier verbringen sollte. Und ersparen Sie mir Ihren Texas-Slang. Es stinkt zehn Meilen gegen den Wind.«

Melvin Thorne schaute ihn an. »Sie haben ungeheuer schlechte Manieren, mein Sohn. Ich weiß nicht, was man heute an den Schulen lehrt. Der gute Ton ist es bestimmt nicht.«

»Hören Sie auf«, sagte Ellery, »Sie können mich nicht zum Narren halten.«

Die beiden Männer starrten sich über den Küchentisch an. Irgendwo in der Ferne heulte ein Kojote.

Dann lachte Melvin plötzlich. Es war ein lautes Lachen, das selbstsicher und unbekümmert klang.

»Sie gefallen mir, Paul«, sagte Mel Thorne. »Sie sollten Ihren Bücherkram aufgeben, ehe Sie völlig verrückt werden, und lieber zu mir kommen und für mich arbeiten.«

Paul Ellery hätte vor Wut heulen können. Wie konnte man gegen einen Feind kämpfen, der sich weigerte, wie ein Feind zu handeln? Er maß den Mann vor ihm mit abwägenden Blicken.

»Vorsicht«, sagte Melvin Thorne ruhig. »Laufen Sie lieber nach Hause, bevor Sie etwas Törichtes anstellen. Morgen werden Sie sich besser fühlen.«

Paul Ellery war immer recht fit und zu seiner Zeit ein echter Athlet gewesen. Wenn er auch jetzt nicht gerade in schlechter Verfassung war, so konnte ihn doch Mel Thorne wahrscheinlich – wenn ihm danach zumute war – in Stücke zerreißen. Ellery kannte diesen Typ. Wenn man ihm einen Kinnhaken versetzte, würde er nicht einmal eine Miene verziehen.

»Okay, Mel«, murmelte er. »Vielen Dank für den Kaffee.«

»Okay«, nickte Mel Thorne. »Sie sind jederzeit wieder willkommen.«

Er führte ihn durch das Wohnzimmer zurück zur Haustür, schloß die Tür auf und verabschiedete sich. Kaum stand Ellery im Freien, als sich die Tür wieder schloß und der Schlüssel klickte.

Paul Ellery schaute auf seine Uhr. Es war drei Vier-

tel zwölf. Vor knapp vier Stunden hatte er sein Abendbrot im Jefferson Springs Café beendet.

Er stieg in seinen Ford und fuhr den Feldweg zurück. Seine Gedanken hämmerten. Er glaubte, der Schädel müßte ihm zerspringen.

Die Nacht war immer noch wundervoll hell und klar. Die Sterne funkelten. Der Mond stand inzwischen hoch am Himmel und wirkte wie ein großes blasses Auge. Alles war so normal, daß es weh tat. Die Frösche quakten immer noch unbekümmert am Ufer des Nueces. Vielleicht war das die Lösung: ein Frosch zu sein.

Paul Ellery dachte, daß das Ganze wie ein Film in einem Alptraum war. Die Leute paßten nicht zum Bühnenbild, und der Dialog paßte nicht zur Handlung.

Zu *welcher* Handlung?

Er fuhr schnell und schaute sich nicht um.

Der nächste Tag war genauso wie die vorangegangenen zweiundsechzig Tage: heiß.

Die gleißende, weiße Sonne hing fast bewegungslos am Himmel, so, als wäre es ihr ebenfalls zu heiß, sich von der Stelle zu rühren. Kein Lufthauch milderte die Hitze, die wie ein glühender, unsichtbarer Regen vom wolkenlosen Himmel fiel. Die Hitzewolken schimmerten wie Glas in der Luft, und die ausgedörrte Erde bekam immer mehr Ähnlichkeit mit einer vergessenen Töpferware.

Jefferson Springs – angefangen von der kühlest Ecke beim großen, quadratischen Eishaus bis zum fast glühenden Metалldach des Wasserturms – hielt den Atem an und wartete auf den Abend.

Paul Ellery saß schwitzend in seinem Zimmer im ›Rocking-T‹. Das Zimmer war klein und quadratisch. Ellery hockte auf dem schmalen, einfachen Bett und nippte an dem Eiswasser, das er sich in einem Krug aus dem nächsten Drugstore geholt hatte. Seine Notizen lagen auf dem Boden verstreut und waren mit verschütteten Tabakskrümeln übersät. Die Art, wie er die Morgenzeitung aus San Antonio zerknüllt und in den Papierkorb gestopft hatte, ließ auf seine Verfassung schließen.

Er versuchte zu denken. Weder die Hitze noch die Ereignisse der vergangenen Nacht waren dazu angetan, ihm das Denken zu erleichtern. Eines erkannte er dennoch klar und deutlich: die ganze Situation lag völlig außerhalb jedes menschlichen Denkvermögens. Das menschliche Hirn funktionierte nur dann präzise, wenn es sich früher gemachte Erfahrungen zunutze machen konnte. Wenn ein Mensch in eine Situation kam, die neu für ihn war, so brauchte er dennoch nicht ganz allein damit fertig zu werden. Er hatte zumindest von ähnlichen Situationen gehört; er wußte zumindest in *etwa*, wie er damit fertig werden konnte.

In diesem Fall gab es keine ähnlichen Situationen.

Diese Situation war einmalig. Was bedeutete, daß er damit allein fertig werden mußte. Ellery wußte, daß das nicht so einfach war, wie es sich anhörte. Die meisten Menschen lebten und starben, ohne je ein völlig neues Problem lösen zu müssen. Weißt du nicht, wie man ein Fahrrad aufstellt? Nun, dein Pappi wird es dir zeigen. Weißt du nicht, wie du die Wasserleitungen in deinem neuen Haus anlegen sollst? Der Installateur wird es dir sagen. Sollte man Mrs. Layne nach ihrer Affäre mit dem Fußballspieler einladen? Rufe die Freundinnen an und besprich es mit ihnen. Sollte man bei der nächsten Party gegrillte Heuschrecken servieren? Aber nein, kein Mensch tut das. Sollte man sich nach der Arbeit in eine Toga wer-

fen und ein kleines Opfer im Hof bringen? Um Gottes willen, was würden die Nachbarn denken.

So weit, so gut.

Aber – was macht man mit einem Whumpf in der Butter?

Was sagt man zu den Grlzeads auf der Treppe?

Was würde man für einen neuen Lttangnuffel ausgeben?

Wäre es richtig, mit einem Prwaatz abnakave zu machen?

Was soll der Unsinn, würden die Leute sagen. Wir haben unsere eigenen Sorgen. Einen Whumpf in der Butter!

*Die Situation hatte überhaupt nichts mit menschlichen Interessen und Erfahrungen zu tun.*

Paul Ellery wußte, daß es das einfachste wäre, das Problem nicht als solches anzuerkennen. Solange ein Mensch überzeugt war, daß die Antworten auf alle Fragen in irgendeiner Form parat lagen, brauchte er keine neuen Antworten auszutüfteln. Aber was machte man, wenn ein Problem wider jede menschliche Vernunft war?

Wie *konnte* sich die Erde um die Sonne drehen? Jeder Narr konnte durch bloßes Hinschauen feststellen, daß es genau umgekehrt war. Wie *konnte* es etwas Unerklärliches und Außergewöhnliches in einer Kleinstadt in Texas an der Hauptstraße nach San An-

tonio geben? Jeder Narr konnte bei der Durchfahrt feststellen, daß es keinen Unterschied zu anderen Kleinstädten in Texas gab.

Aber wenn man sich mit Astronomie und Mathematik oder mit Anthropologie befaßte ...

Paul Ellery betrachtete stirnrunzelnd seine am Boden verstreuten Notizen. Vor ihm ausgebreitet lag die ganze unglaubliche Geschichte.

Er hatte alle Schichten der Bevölkerung interviewt. Das Ergebnis kam mehr an das heran, was West über Plainville berichtet hatte als an das, was Warner über die Klassenunterschiede von Yankee City geschrieben hatte, aber das schien wohl mehr mit der Größe der Gemeinschaft zu tun zu haben.

Wie Clyde Kluckhohn und andere vor ihm festgestellt hatten, bestand in den Schulen der Trend, die Rassen- und Klassenunterschiede abzuschaffen. Das traf in Jefferson Springs genauso zu wie in jeder anderen Stadt. Trotzdem gab es hier wie überall die klischeehaften Vorstellungen von Negern und Mexikanern. Es war deprimierend festzustellen, wie wenig sich seit 1939 geändert hatte, als die Powdermaker ihr ›Nach der Befreiung‹ geschrieben hatten. Alles war das gleiche geblieben: die bornierte Engstirnigkeit, der Sippschaftsklüngel, die Vetternwirtschaft und das Mißtrauen gegen alles, was in Washington vor sich ging.

All das traf auch für Jefferson Springs zu. Nur paßte hier alles nicht zusammen; oder besser gesagt, es paßte *zu gut* zusammen. Das gesammelte Material ergab das Bild einer Kleinstadt, die *zu typisch, zu perfekt, zu sehr ein Musterbeispiel war*, als daß sie in Wirklichkeit existieren konnte.

Mit anderen Worten: Sein Material konnte nicht stimmen.

Demnach waren die Angaben, die man ihm gemacht, und die Auskünfte, die man ihm erteilt hatte, falsch.

Die gesamte Bevölkerung von Jefferson Springs war während der letzten fünfzehn Jahre ausgetauscht worden. Darüber konnte es keinen Zweifel geben. Um ganz sicher zu gehen, hatte er sein gesammeltes Material mit den Unterlagen im Einwohnermeldeamt in Austin abgestimmt. Jefferson Springs war ›übernommen‹ worden. Die alten Einwohner hatten den Ort verlassen. Unter welchem Druck?

Okay.

*Warum sollte er nicht das Kind beim Namen nennen? Fürchtete er sich, es auszusprechen? Die kleine Stadt stand in Verbindung mit irgend etwas, irgendeiner Macht im All. Thorne wußte es. Alle wußten es.*

Die Cowboyhüte, die Stiefel, der breite Texas-Slang und die geistlose Wochenzeitung hatten nichts zu sagen. Sie waren nichts weiter als die Verkleidung zu einem Kostümfest. Wer gab dieses Kostümfest?

Am Abend, als die Hitze nachließ und die Temperatur einigermaßen erträglich wurde, ging Paul Ellery wieder zum Essen ins Jefferson Springs Café. Wo immer diese Wesen auch herkommen, dachte er grimmig, sie sind sehr schnell hinter das Geheimnis der texanischen Küche gekommen: man nehme viel zuviel Fett, füge einen Tag alte Pommes frites hinzu, lasse das Ganze abkühlen und serviere es auf einem schmutzigen Teller. Nach dem Essen ging er ins Hotel zurück.

In seinem Zimmer warteten zwei Männer auf ihn.

Es waren zwei sympathische Burschen, die alles andere als unheilvoll wirkten. Sie waren sportlich gekleidet und hätten genausogut gerade von einem Jachtklub kommen können. Einer rauchte Pfeife. Ellery hatte die beiden zuvor noch nie gesehen.

»Hallo, Ellery«, sagte der Mann mit der Pfeife lässig. »Hoffentlich haben wir Sie nicht erschreckt.«

»Sie haben mich zu Tode erschreckt. Was wollen Sie?«

»Wir würden uns gern mit Ihnen unterhalten, Ellery – falls Sie nicht zu beschäftigt mit uns sind.« Er deutete mit seiner Pfeife auf die am Boden verstreuten Notizen. »Sehr interessant. Wirklich, sehr interessant.«

»Vielen Dank«, murmelte Ellery. Er steckte seine Hände in die Hosentaschen. »Fühlen Sie sich wie zu

Hause, meine Herren. Meine Zeit steht Ihnen zur Verfügung.«

Die beiden zögerten. »Es wäre uns lieber, wenn Sie mit uns kämen«, sagte der Mann ohne Pfeife schließlich. »Wir könnten Ihnen viel Zeit ersparen – falls Sie interessiert sind.«

»Ich bin interessiert.« Ellery schaute die beiden abwägend an. »Wo soll es hingehen?«

Der Pfeifenraucher lächelte. »Zum Schiff«, sagte er. »Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie gestern abend eine Entdeckung gemacht. Ich bin sicher, daß Sie der Ausflug interessieren wird.«

Paul Ellery zündete sich eine Zigarette an. Er rauchte immer dann Zigaretten, wenn selbst ihm die ewige Pfeife zuviel wurde. Er hatte das Gefühl, in eine Tretmühle geraten zu sein, die von Mächten und Kräften angetrieben wurde, über die er keine Kontrolle hatte. Trotzdem war er ehrlich genug, sich einzugestehen, daß die Entscheidung bei ihm lag. Die Männer hatten gebeten, sie zu begleiten – und so schienen sie es auch zu meinen. Sie hatten nicht gesagt, daß er mit ihnen gehen *müßte*.

Seltsamerweise verspürte er überhaupt keine Furcht. Das mochte entweder daran liegen, daß er sich inzwischen mit der Situation vertraut gemacht hatte, oder aber daran, daß die ganze Situation viel zu unwirklich war, um sich tatsächlich fürchten zu können.

Diese Leute waren unbekannte Größen. Sozusagen zweimal X.

Aber sie wirkten keinesfalls wie Bilderbuch-Bösewichte. Sie machten einen völlig normalen Eindruck. Außerdem: Wenn sich Jefferson Springs seiner hätte entledigen wollen, hätte es tausend Möglichkeiten gegeben. Und wenn diese Männer wirklich aus einem Raumschiff im All kamen, dann waren sie höchstwahrscheinlich viel intelligenter als er oder verfügten zumindest über ein größeres Wissen. Wenn sie ihn loswerden wollten, würde es ihnen in jedem Fall gelingen. Wenn nicht ...

Seine Gedanken, die sich im Kreise drehten, kamen immer wieder auf das Schiff zurück, das unter den Sternen hing.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich meinen Revolver einstecke?« fragte Ellery. »Sie beide sind schließlich für mich Fremde.«

Der Mann mit der Pfeife zuckte amüsiert die Achseln. »Sie sind in unserer Obhut völlig sicher«, erklärte er Ellery, »aber wenn Sie sich wohler fühlen, können Sie gern Ihren Revolver mitnehmen.«

*Erhalte den Eingeborenen bei guter Laune, dachte Ellery ergrimmt. Wenn er seinen Speer dabei haben will – soll er doch!*

Doch wie dem auch sei, er würde sich mit seinem Revolver wohler fühlen. Er ging zum Schrank und

zog aus der Schublade, in der er seine Hemden aufbewahrte, den 38er hervor. Da er von Berufs wegen viel unterwegs war, hatte er seinen Revolver immer sicherheitshalber dabei. Er zählte die Patronen, lächelte den beiden Männern, die ihn beobachteten, zu und ließ eine Schachtel mit Ersatzpatronen in seine Tasche gleiten. Dann steckte er den Revolver in seinen Gürtel und vertauschte sein normales Hemd mit einem anderen, das mit Palmen und tanzenden Mädchen bedruckt und über der Hose zu tragen war. Auf diese Weise war der Revolver nicht auf Anhieb sichtbar.

»Führen Sie mich, MacDuff«, sagte Paul Ellery.

Der Mann mit der Pfeife stieß seinen Begleiter an. »Aha, Shakespeare«, meinte er völlig ernst. »Ich glaube, ein falsches Zitat aus *Macbeth*.«

Ellery starrte die beiden wortlos an. Dann schaltete er das Licht aus und verließ mit den Männern das Hotel. Die Luft war jetzt angenehm. Trocken und warm, dabei aber doch wohltuend belebend nach der sengenden Hitze des Tages.

Sie stiegen in einen völlig normalen schwarzen Buick und fuhren aus der Stadt hinaus. Die beiden Fremden hatten die Vordersitze eingenommen und ließen Ellery allein auf dem Rücksitz. Er hätte die beiden leicht erledigen können. Doch dazu bestand keine Veranlassung – jedenfalls bis jetzt nicht. Der

Buick fuhr an der Abzweigung zur Thorne-Ranch vorbei und bog erst nach sieben oder acht Meilen auf der Straße nach San Antonio nach rechts ab. Wie Ellery über die Schultern des Fahrers am Tachometer feststellen konnte, fuhren sie zwei Meilen über einen holprigen Feldweg, ehe der Wagen anhielt.

Ellery entdeckte sie sofort.

Die fünf Meter große Kugel, die wie ein überdimensionaler Wasserball aus Metall aussah, bewegte sich leicht in der Mitte eines gepflügten Feldes.

Sie ließen den Buick am Rande des Feldweges, dicht neben einem Stacheldrahtzaun, stehen und gingen über das Feld auf die graue Kugel zu. Als sie dicht vor der Kugel standen, öffnete sich eine automatische Tür, und helles, weißes Licht strömte ihnen entgegen. Sie stiegen ein, und die Tür schloß sich wieder. Den Bruchteil einer Sekunde später hob sich die Kugel. Ellery hatte das Gefühl, in einem sehr sanft funktionierenden Fahrstuhl zu sitzen.

Die Innenausstattung der Kugel war nicht bemerkenswert. Eine eingebaute ebene Fläche, die von Wand zu Wand mit einem grauen Teppich ausgelegt war und zu beiden Seiten je eine bequeme grüne Couch aufwies. Das war alles. Es roch ein ganz klein wenig nach Elektrizität. Die Kugel summte leise, aber sie vibrierte kaum.

Die beiden Männer saßen auf der einen Couch und

machten sich ganz offensichtlich nicht die geringsten Gedanken über den Flug. Ellery hatte sich auf die andere Couch gesetzt und versuchte, nicht wie ein Bauernbursche bei seinem ersten Ausflug in die Großstadt auszusehen.

Obwohl er sich bemühte, sich nichts anmerken zu lassen konnte er es nicht verhindern, daß sein Herz wie verrückt hämmerte und sein Blut in den Ohren rauschte. Trotzdem hatte er keine Angst, ja, er wunderte sich nicht einmal. Er nahm alles hin, weil ihm gar nichts anderes übrigblieb. Hier war er. Und das war das. Er wußte, daß die ganze Situation außerhalb seines Denkvermögens lag.

Er konnte deshalb auch nicht in Worte fassen, was er fühlte, während er mit den beiden Männern, die nicht von dieser Erde stammten, durch das nächtliche Dunkel flog.

Dann kam die Kugel sehr sanft zum Halten. Irgend etwas ruckte leicht. Als sich die beiden Männer erhoben, folgte Ellery ihrem Beispiel. Die automatische Tür öffnete sich, und ihnen strömte gedämpftes, gelbes Licht entgegen.

»Nach Ihnen«, sagte der Mann mit der Pfeife lächelnd.

Irgendwie brachte es Paul Ellery fertig, durch die Tür zu treten. Er ging einen kurzen Gang entlang – wie bei einer Garage, dachte er ziemlich verwirrt –,

und dann war er drin. Drin in dem großen Schatten, der die Sterne verdeckt hatte.

*Warum nennst du das Kind nicht beim Namen, dachte er grimmig. Du befindest dich in einem Raumschiff: aus einer anderen Welt.*

Vor ihm erstreckte sich ein langer, indirekt beleuchteter Gang. Der Boden war fleckenlos sauber und poliert. Zu beiden Seiten reihte sich eine Tür an die andere. Was mochte in jenen Zimmern sein? Wieviel Geheimnisse mochte dieses Raumschiff bergen – Geheimnisse, die außerhalb jeder menschlichen Vorstellungskraft lagen? Wo mochte das Schiff gebaut worden sein und welche ›Häfen‹ mochte es bei seiner Kreuzfahrt im größten aller Meere schon angelaufen sein? Fragen über Fragen.

Ellery hörte keinen Laut. Der Gang lag wie ausgestorben vor ihm.

*Sie wollen mir keine Angst machen, dachte er. Vorsicht!*

»Gehen Sie nur geradeaus weiter«, hörte er einen der Männer hinter sich sagen. »Ich kann Ihnen versichern, daß Sie nichts zu fürchten haben.«

Also ging Paul Ellery geradeaus weiter. Seltsamerweise war es nicht viel anders, als einen Gang in einem der neuen, modernen Wolkenkratzer entlangzugehen. Er hatte fast das Gefühl, daß er an ein Fenster treten und auf die grauen, lärmenden Straßen einer Großstadt schauen könnte.

Nur mit dem Unterschied, daß es keine Fenster gab.

Nur mit dem Unterschied, daß er hoch in der Luft hing – weit über den Großstädten der Erde.

Nur mit dem Unterschied, daß ihm sein Revolver im Gürtel plötzlich wie ein lächerliches Spielzeug vorkam.

Außer den Schritten der beiden Männer hinter ihm war nichts zu hören. Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß erst eine Minute vergangen war.

Aber es war eine sehr lange Minute.

Am Ende des Korridors befand sich eine schwere Tür, die eins mit der Wand zu sein schien. Ellery konnte keine Türklinke entdecken.

»Gehen Sie nur zu«, sagte der Mann mit der Pfeife. »Die Tür wird sich öffnen und Sie einlassen. Wir holen Sie später wieder ab.«

Die Männer drehten sich um, gingen den Korridor zurück und verschwanden in einem Seitengang.

Paul Ellery war allein.

»Da hilft nichts«, murmelte Ellery. Er ließ sich keine Zeit zum Überlegen und Zögern.

Als er auf die Tür zuging, öffnete sie sich geräuschlos.

Er trat ein.

Ein kleiner, dicker Mann mit einem roten Gesicht erwartete ihn. »Ellery!« rief er aus. Er erhob sich hinter seinem großen, unordentlichen Schreibtisch und ging mit ausgestreckter Hand auf Ellery zu. »Verdammt noch mal, ich freue mich, Sie zu sehen. Ich war sehr gespannt darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sind also der hartnäckige Bursche, der überall herum-schnüffelt. Das gefällt mir sehr. Das bewundere ich. Möchten Sie einen Drink haben?«

Als Ellery ebenfalls seine Hand ausstreckte, wurde sie von der plumpen Hand des anderen ergriffen und derart kräftig geschüttelt, daß Ellery um sein Schultergelenk fürchtete.

Er hätte nicht mehr überrascht sein können, wenn er einen Alligator im Raumanzug vorgefunden hätte. Von dem jovialen kleinen Mann ging wahrhaftig nichts Mysteriöses aus.

»Starren Sie mich nicht so an, Ellery«, sagte der fette Mann und stemmte seine Hände in die Hüften. »Sie sind nicht im Zoo, alter Bursche. Ich habe mir immer eingebildet, eine ziemlich menschliche Figur zu haben.«

»Verzeihen Sie«, brachte Ellery mühsam hervor. »Ich hatte nicht die Absicht, Sie anzustarren. Es ist

nur ... Nun ja, Sie bringen mich einigermaßen aus der Fassung. Das ist alles.«

Der fette Mann runzelte die Stirn und tat so, als fühlte er sich ehrlich getroffen. »Was haben Sie denn, verdammt noch mal, von mir erwartet? Daß ich mich unmenschlich benehme – oder irgend so etwas?«

»Irgend so etwas«, gab Ellery zu.

Der Dicke lachte. »Wie dem auch sei«, sagte er, »ich heiße hier John. Wahnsinnig originell, nicht? Nachdem wir nun miteinander bekannt sind, möchte ich meine Frage wiederholen. Wie wäre es jetzt mit einem Drink? Erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, daß ich diese Frage nicht aus reiner Höflichkeit stelle. Ich, das Ungeheuer aus einer anderen Welt, habe Durst.«

Paul Ellery zögerte. Das kam alles so schnell für ihn, daß er einfach nicht wußte, wie er reagieren sollte. Es war immerhin erst letzte Nacht gewesen, daß er auf dem schmutzigen Feldweg der Thorne-Ranch gestanden und zum Himmel geschaut hatte ...

Dennoch merkte er, wie die Anspannung allmählich von ihm abfiel. Dieser John schien ein netter, liebenswerter Bursche zu sein, der zu Ellerys Erleichterung nicht den Texaner mimte.

*Doch Vorsicht! Das mochte alles ein Trick sein!*

»Was für einen Drink?« fragte er vorsichtig.

Der Mann, der sich John nannte, lachte wieder.

»Was für einen Drink«, äffte er Ellery nach. »Da gibt es doch natürlich nur eine Möglichkeit! Ich werde Ihnen eine Droge einflößen, weil ich selbstverständlich nicht John heiße. Mein Name ist Buster, und ich arbeite für das FBI.«

Der kleine Dicke ging unheimlich schnell im Raum auf und ab, schnitt Grimassen und fuchtelte theatralisch mit den Armen. »Der Drink – ah, ja, der Drink. Wollen Sie wirklich etwas über den Drink wissen?«

Ellery ertappte sich dabei, daß er wieder nach Atem rang. War der Mann verrückt? Vielleicht ein verrückter Irrenarzt? *Okay, Doktor, rufen Sie Ihren Assistenten, ich bin bereit.*

»Der Drink«, verkündete John und rieb sich vor Freude die Hände, »ist ein Wundertrank, der aus Ihnen einen gefügigen Sklaven macht, der uns bei unserem teuflischen Plan hilft, die Erde in Roastbeef zu verwandeln.«

Ellery lachte laut und reichlich hysterisch.

John änderte seine Haltung und tat so, als wäre er entrüstet. Dennoch hatte er seine kurze Rolle eben offensichtlich genossen. »Verdammt noch mal, Paul«, sagte er, »Sie sind ein vernünftiger Mann. Sie müssen sich zusammenreißen und sich beruhigen. Wir bauen auf Ihre Intelligenz, alter Bursche. Enttäuschen Sie uns bitte nicht. Ich führe nichts Böses im Schilde. Ich werde mich nicht in eine Spinne verwandeln und Sie meinen

Jungen zum Fraß vorwerfen. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ihr Burschen da unten habt die abenteuerlichsten Vorstellungen von uns. In der ganzen Literatur wimmelt es von Monstren, Geistern und schrecklichen Armeen von Supermännern, die die ganze Welt aus den Angeln heben wollen. Sie lesen doch selbstverständlich auch Science-Fiction-Bücher, nicht wahr?«

»Nein«, mußte Ellery zugeben. »Ich habe keine Zeit dafür.«

John kicherte. »Schade, wie schade. Doch wie dem auch sei: Wenn ich Ihnen einen Drink anbiete, dann meine ich auch einen Drink – selbstverständlich so, wie Sie es verstehen. Ich persönlich habe eine Vorliebe für Scotch – und Sie?«

»Ich auch«, nickte Ellery. »Außerdem kann ich jetzt gut einen vertragen.« Als er sich in einen Sessel vor dem großen, unübersichtlichen Schreibtisch setzte, wußte er zwar immer noch nicht, was hier gespielt wurde, aber er wollte sein Bestes versuchen, sich nicht zum Narren halten zu lassen.

Der kleine dicke Mann ließ sich ihm gegenüber hinter dem Schreibtisch in einen bequemen Plüschsessel fallen und holte eine Flasche und zwei Gläser aus einem der Schubfächer. Die Flasche sah bekannt und vertrauenerweckend aus – White Horse. Nachdem John die beiden Gläser gefüllt hatte, reichte er eins davon Ellery.

»Auf die Sünde«, sagte er und leerte sein Glas auf einen Zug.

Ellery folgte seinem Beispiel. Der Whisky tat ihm gut. Jetzt schaute sich Ellery im Raum um und versuchte, das, was er sah, mit dem kleinen Dicken in Einklang zu bringen. Das Zimmer war mit Büchern vollgestopft – mit allen Sorten von Büchern. Viele waren in Sprache und Aufmachung völlig fremd für ihn; aber es gab auch andere, die er kannte oder zumindest schon gesehen hatte: Thomas Wolfes *Of Time and the River*, Mark Twains *Huckleberry Finn*, Ernest Hemingways *The Sun Also Rises*, A. E. Housmans *A Shropshire Lad*, Thomas Manns *Der Zauberberg*. Es gab Bücher von Tschechow und Dostojewski, de Maupassant und Sartre, Eliot und Shakespeare und Kriminalromane von Conan Doyle, Chesterton, Cornell Woolrich. Und Science-Fiction-Bücher von Arthur C. Clarke, Ray Bradbury, Edgar Pangborn und Clifford D. Simak. Und es gab Zeitschriften, Zeitungen und Tonbänder in jeder Menge. Ellery entdeckte sogar Kroebers *Anthropology* und Howells *Mankind So Far* – zwei Bücher von Anthropologen, die das Schreiben verstanden.

»Sie lesen eine ganze Menge«, stellte Ellery nüchtern fest.

John grinste und füllte die Gläser wieder. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie sich über vieles wundern, Paul.«

»Würden Sie das an meiner Stelle nicht tun?«

»Aber natürlich.« Der kleine Mann holte eine Zigarette hervor, die in dem Augenblick zu glühen anfang, als er an ihr zog. Er runzelte die Stirn. »Ich spiele nicht mit Ihnen, Paul. Ich hoffe, daß Sie mir die Schmierenkomödie, die ich Ihnen anfangs vorgespielt habe, verzeihen können – aber Sie haben keine Ahnung, wie es ist, wenn man jemand die Hand schüttelt und dabei so angeschaut wird, als erwartete der andere jeden Augenblick, daß man die Flügel ausstreckt oder Feuer speit.« Er trommelte mit den Fingern auf seinem Schreibtisch und machte einen fast nervösen Eindruck. »Sie wissen selbst, wie verzwickt die Situation ist, Paul. Es ist alles so schwer zu erklären und so schwer zu verstehen. Mir fällt es auch nicht leicht. Ich will versuchen, es so einfach wie möglich zu machen.«

Ellery gab sich keinen Illusionen hin. *Er ist der Anthropologe und ich bin der Eingeborene.*

»Vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein«, meinte er höflich.

»Vielleicht können Sie es«, bestätigte John. »Ich hoffe, daß Sie es versuchen werden.«

»Frage Nummer eins«, sagte Ellery, »warum haben Sie mich hier heraufgeholt?«

John runzelte wieder die Stirn und zog hastig an seiner Zigarette. »Betrachten Sie es bitte so, wie wir es

sehen, und nehmen Sie nichts persönlich. Tatsache ist, daß wir Sie für einen intelligenten Mann halten. Darüber hinaus sind Sie geduldig und beharrlich. Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse sind erstaunlich. Sie sind zufällig in eine Situation geraten, die Ihnen völlig fremd ist, aber Sie haben sich nicht mit den Angaben, die man Ihnen gemacht hat, zufriedengegeben, sondern haben versucht, durch die Fenster zu schauen. Und Sie haben dabei ein Problem entdeckt. Diese Tatsache ist erstaunlich, und wir sind sehr beeindruckt. Dennoch bedeuten Sie für uns – offen gesprochen – keine Gefahr. Sie sind uns ganz einfach lästig – wenn Sie meine Grobheit entschuldigen wollen. Darum haben wir uns entschlossen, das für uns einzig Logische zu tun.«

»Und das wäre?«

»Uns von dem Lästigen zu befreien.«

Paul Ellery hob die Augenbrauen. »Wollen Sie mich zur Schlachtbank führen?«

John runzelte die Stirn, änderte dann seine Meinung und lachte. Er lachte ein bißchen zuviel, dachte Ellery. Aber vielleicht geschah es nur deshalb, um seine – Ellerys – Gefühle zu berücksichtigen. War es ehrlich gemeint, oder gehörte das zu seiner Aufgabe?

»Unsinn«, sagte der kleine Dicke und schleuderte seine Zigarette auf den Schreibtisch, wo sie augenblicklich verschwand. »Kompletter Unsinn. Unsere

Methoden sind nicht grausam. Um Sie zu beruhigen, möchte ich Ihnen etwas erzählen, Paul. Es ist uns nach den Gesetzen, unter denen wir leben, verboten, einem Bewohner Ihres Planeten körperlichen Schaden zuzufügen. Ah, wie ich sehe, sind Sie überrascht. Sie können es sich bestimmt nicht vorstellen, daß die Ungeheuer aus dem All unter ihren eigenen Gesetzen leben?«

»Um ehrlich zu sein«, murmelte Ellery, »habe ich nie daran gedacht.«

»Hmmmm. Nun ja. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß Sie von uns wahrscheinlich weniger zu fürchten haben als von Ihren eigenen Leuten. Versuchen Sie also, sich zu entspannen. Sie machen *mich* nervös.«

Paul Ellery ließ einen Schluck Whisky im Munde zergehen. Er versuchte, sich die Situation genau zu vergegenwärtigen. Da war ein junger Mann, der einem fremden Wesen gegenüber saß; einem fremden Wesen, das fast einen Komplex hatte, ein fremdes Wesen zu sein. Dieser junge Mann saß in einem Raumschiff, das über der Erde hing, und unterhielt sich darüber, wie lästig die Existenz der Erdenbürger war. Das war schwer zu verstehen und glich einem Traum, aus dem man eigentlich gleich erwachen müßte. Doch nur ein Idiot konnte den Kopf in den Sand stecken und sich einreden, daß das, was passierte, nicht passieren *konnte*.

»Frage Nummer zwei«, sagte Paul Ellery, »sind die Bewohner von Jefferson Springs – nun, sind es menschliche Wesen?«

John trank seinen Whisky wie Wasser. Er muß ein enormes Fassungsvermögen haben, dachte Ellery. Was mochten sie dort trinken, wo *er* herkam?

»Ich fürchte, Sie müssen mir erst Ihre Begriffe über menschliche Wesen erklären, ehe ich Ihre Frage beantworten kann«, sagte John und steckte sich eine neue Zigarette in den Mund. »Meinen Sie damit in Ihrer Fachsprache ein Wesen, das eine Seele hat, oder meinen Sie ein Wesen mit einer ganz bestimmten Religion? Denken Sie dabei an die höchste Stufe der menschlichen Entwicklungsgeschichte? Denken Sie dabei an Menschen, die auf der Erde geboren sind, in Amerika, oder zufällig in Texas? Meinen Sie damit ein Tier, das ein eigenes Denkvermögen erlangt hat? Meinen Sie damit ein Wesen, das tausend Kubikzentimeter Inhalt hat? Meinen Sie damit irgend jemand, mit dem Sie sich zur Zeit nicht im Krieg befinden?«

Ellery mußte das erst verdauen. Um über seine Verwirrung Herr zu werden, griff er wieder einmal zur Pfeife. Er stopfte sie bedächtig und zündete sie langsam an. Wo immer der kleine, dicke Mann herkommen mochte, er war bestimmt kein Dummkopf. Also gut – was bezeichnete er als menschlich?

»Um auf meine kindische Frage zurückzukom-

men«, sagte Ellery bedächtig, »muß ich zugeben, daß die Bewohner von Jefferson Springs – zumindest äußerlich – Homo sapiens sind.«

»Damit haben Sie Ihre Frage schon selbst beantwortet«, sagte John. »Ist es nicht erstaunlich, wieviel Sie wissen, wenn Sie nur eine Sekunde nachdenken?«

»Okay«, murmelte Ellery. »Gehen wir weiter. Sind Sie auf der Erde geboren? Ich glaube es nicht. Und wenn Sie nicht auf der Erde geboren sind, wo sind Sie *dann* geboren? Und was noch wichtiger ist: Sind Sie das Produkt einer völlig andersgearteten Evolutionskette? Als Anthropologe kann ich es schwer verstehen, daß irgendwo im Universum Wesen existieren sollen, die – zumindest rein äußerlich – uns Menschen bis aufs Haar gleichen. Die Entwicklungsgeschichte ist so verlaufen, daß es kein Gegenstück geben kann ...«

»Es gibt eine Menge Dinge«, unterbrach ihn John, »die Anthropologen nicht verstehen.«

»Ich wäre der letzte, der das abstreitet«, gab Ellery zu. Er kam sich wie bei einer Prüfung im College vor – nur daß das College ein Raumschiff war, das über der schlafenden Erde hing.

»Das sollte keine Beleidigung sein, Paul«, versicherte ihm der Dicke. »Anthropologen sind nicht schlechter als andere Menschen auf Ihrem Planeten. Im Gegenteil. Da sie nicht alles so selbstverständlich wie andere Menschen voraussetzen, sind sie fast auf

dem Weg zu einer Durchschnittsintelligenz. Aber wir schweifen vom Thema ab, mein Freund. Der Whisky hat Ihre Zunge gelöst und mich arrogant gemacht.«

»Sie haben trotzdem noch nicht meine Frage beantwortet.«

»Hmmmm. Nun ja, es ist kein Geheimnis. Von den Gestirnen und Sonnensystemen, die hinter der Milchstraße liegen, sind schon viele Männer – oder sagen Sie menschliche Wesen – losgeschickt worden, um das All zu erforschen. Und Menschen sind wie hochentwickelte Tiere. Sie brauchen nichts weiter als einen Planeten, der dem ihren gleicht, um darauf leben zu können. Natürlich werden sie ihren eigenen Planeten immer für den besten halten.«

Ellery trank den Whisky aus und paffte seine Pfeife. »Vielleicht komme ich mit einer anderen Frage weiter«, meinte er leicht erschöpft. »Die Herren, die Sie mir geschickt haben, deuteten an, daß Sie mir einige Zeit ersparen könnten. Sie ließen durchblicken, daß Sie mir einen handfesten Vorschlag machen wollten. Was meinten die beiden damit?«

Nachdem John die Gläser wieder gefüllt hatte, stand er auf. Er fing an, hinter seinem Schreibtisch auf und ab zu gehen.

»Das ist ganz einfach, Paul«, sagte er schließlich und steckte seine Hände in die Hosentaschen. »Sie sind – um es kraß zu sagen – von Berufs wegen ein

Schnüffler, der unsere Leute belästigt. Wie würden Sie sich im umgekehrten Fall verhalten? Was würden Sie mit einem Schnüffler machen, der – sagen wir, ohne rechtliche Handhabe – *Ihre* Leute belästigt?«

»Wahrscheinlich versuchen, ihn loszuwerden«, sagte Ellery.

»Genau. Und wie würden Sie einen Schnüffler loswerden?«

»Nun, wenn er etwas Rechtswidriges begangen hat, kann man ihn einsperren. Wenn nicht, dann kann man versuchen, den Boden so heiß für ihn zu machen, daß er gehen muß. Wenn auch das nicht klappt, kann man versuchen, ihn zu kaufen.«

»Sehr logisch«, nickte John, während er weiterhin auf und ab ging. »Logisch, aber ziemlich grausam. Ich möchte fast sagen primitiv – womit ich natürlich nichts Persönliches gegen Sie gesagt haben will.«

»Natürlich nicht«, sagte Ellery.

»Ich glaube, wir haben eine wirksamere Methode, Schnüffler – oder sagen wir: unerwünschte Anthropologen – loszuwerden.«

»Und die wäre?«

»Furchtbar einfach, alter Freund. Wir nehmen uns des Problems des Anthropologen an und lösen es für ihn! Wir präsentieren ihm – sozusagen mit besten Wünschen – die Lösung. Dann bleibt einem Anthropologen oder einem Meinungsforscher nichts mehr

zu forschen. Er hat alle Antworten, die er haben will, und kann uns – vorausgesetzt, daß es ein ehrlicher Anthropologe ist – in Frieden lassen.«

Ellery starrte den anderen an. »Soll das heißen, daß Sie mich hier heraufgeholt haben, um mir zu erklären, was ich herausfinden will?«

»So kann man es nennen.« John setzte sich wieder hinter den Schreibtisch. »Ihnen ist einiges an Jefferson Springs aufgefallen, was Sie nicht verstehen und was Sie beunruhigt. Sie haben gesehen, wie Farmer nachts vom Himmel in einer Metallkugel kamen, und Sie haben das Schiff entdeckt. Sie haben vielleicht im Unterbewußtsein gedacht, daß es reichlich unvorsichtig von uns war, Thorne so auffällig zurückzubringen. Aber hin und wieder ist es unvermeidbar, unsere Leute zu transportieren. Außerdem war es nachts auf Thornes eigener Ranch, die, wie Sie wissen, nicht gerade an der Hauptstraße liegt. Und selbst wenn jemand den Schatten am Himmel entdeckt hätte, dann hätte er ihn ins Reich der fliegenden Untertassen verbannt. Wir waren schon wieder fort, ehe sich jemand ernsthafte Gedanken hätte machen können. Nun ja, mit Ihnen hatten wir nicht gerechnet, Paul. Aber nachdem Sie nun einmal Augenzeuge geworden sind, werde ich Ihnen die Geschichte erzählen. Die wahre und vollständige Geschichte. Danach werde ich Ihnen mein Angebot machen. Ist das klar?«

»So weit ist es klar.«

»Okay«, sagte John. »Hören Sie zu.«

Die Geschichte, die der dicke Mann erzählte, war eine seltsame Mischung aus Bekanntem und Unbekanntem. Menschen – wenn auch vielleicht eine andere Rasse, so aber dennoch Menschen – hatten die uralten Geschichten mit neuen Maschinen auf neues Papier geschrieben.

Es gab im Bereich der Milchstraße eine ganze Menge erdähnlicher Planeten mit einem eigenen Sonnensystem. Sie waren teilweise relativ klein oder so weit entfernt, daß sie von der Erde aus noch gar nicht entdeckt worden waren. Auf jedem dieser Planeten war irgendwann in grauer Vorzeit Leben im Meer entstanden. Damit setzte sich die Kette fort. Vom Meer aufs Land. Vom Reptil zur Amphibie. Von der Amphibie zum Säugetier. Von der einfachsten Lebensform zur höchstentwickelten. Vom Kriechtier zum stolzen und selbstbewußten Menschen.

Wenn auch die Einzelheiten bei den verschiedenen Planeten voneinander abwichen, so stimmte doch die Gesamtentwicklung überein. Wenn auf einem Planeten erdähnliche Lebensbedingungen herrschen, dann entstehen unweigerlich auch Menschen. Menschen sind weder ein Zufall, noch sind sie geplant. Sie sind das Resultat verschiedener Faktoren. Und wenn sich

Menschen zu Gruppen zusammenschließen, wenn sie anfangen, sich über dieses oder jenes Gedanken zu machen, dann finden sie sich unübertrefflich und halten es für ausgeschlossen, daß es irgendwo im Universum ebenfalls Menschen geben könnte. Wenn sie dann eines Tages unweigerlich auf andere Wesen stoßen – denn alle Menschen schauen zu den Sternen und stellen sich tausend Fragen –, ist der Schock zuerst immer sehr groß.

Menschen, die in Städten gelebt hatten, fanden ihre Ebenbilder im Universum.

Menschen, die sich vor anderen Nationen fürchteten, entdeckten neue Sonnensysteme.

Menschen, die immer nur von einer Welt – der ihren – gehört hatten, waren bestürzt, als sie erfahren mußten, daß es Hunderttausende von Welten gab.

Es entstanden natürlich auch große Föderationen und Vereinigungen – denn die Menschen sind nicht glücklich, wenn sie nicht etwas organisieren können. Wenn Planeten eine relativ hohe Kultur erreicht hatten, verbanden sie sich mit den Kräften und Mächten ebenfalls hochentwickelter Planeten. Das war natürlich nicht so einfach und dauerte oft jahrhundertlang, weil sich jeder Planet für einmalig und unübertrefflich hielt und dem fremden Planeten zunächst mißtraute.

Doch je weiter die sogenannte Zivilisation fort-

schritt, desto lauter wurde der Ruf, mit den anderen Planeten Kontakt aufzunehmen. Zunächst waren es nur ein paar Planeten, die sich verbündeten – jeder aus egoistischen Gründen, aber jeder laut von Verbrüderung sprechend. Dann wurden es immer mehr Planeten – wie konnte auch einer allein gegen die gemeinsame Macht der anderen existieren?

Die Menschen waren Tiere mit großartigen Ideen.

Die aufgrund des allgemeinen Mißtrauens zunächst nur losen Verbindungen vertieften sich im Laufe der Zeit. Ideen, Erfahrungen und Erkenntnisse wurden ausgetauscht, und jeder profitierte von der Kultur des anderen Planeten. Es entstand eine galaktische Regierung, die in den Anfängen noch schwach war, im Laufe der Zeit aber immer stärker wurde. Menschen können nicht ohne eine Organisation leben.

Als der Mensch auf der Erde allmählich so etwas wie ein Denkvermögen bekam, als er lernte, Feuer zu machen und wie man den Nächsten mit einem Felsbrocken den Schädel einschlagen konnte, da befand sich die galaktische Föderation in ihren dürftigen Anfängen.

Als der Mensch auf der Erde immer noch ein Neandertaler war und eine primitive Vorstellung von Religion und einem Leben nach dem Tode entwickelte, da hatten die Menschen, die er nicht sehen konnte,

bereits eine Zivilisation und Kultur erreicht, die sich von Planet zu Planet über das ganze Universum erstreckte.

Als sich der Mensch zur Cromagnonrasse entwickelte, die Wände seiner Höhle bemalte, schaute er vielleicht nachts, wenn er von der Mammutjagd heimkam, zum Himmel und sah die Sterne. Zu dieser Zeit rangen Hunderttausende von Planeten um die Vorherrschaft im Universum.

Als der Mensch als Indianer über die Beringstraße aus Asien in ein nicht bevölkertes Amerika kam, hatte die galaktische Zivilisation ihre ersten Schwierigkeiten.

Als der Mensch auf der Erde anfang, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, und die ersten Städte baute, wuchsen die Schwierigkeiten im Universum.

Es mußte eine Lösung gefunden werden.

Die Zivilisation auf den Planeten blühte und gedieh. Wenn die Menschen zufrieden sind, vermehren sie sich. Die Geburtenziffern stiegen steil an. Dann geschah das Unvermeidliche: Die zivilisierten Planeten der Milchstraße waren überbevölkert.

Einem großen Teil der Bevölkerung blieb schließlich nichts anderes übrig, als auszuwandern. Doch wohin? Man versuchte es zunächst mit Planeten, die nicht erdähnlich waren. Dieser Versuch schlug jedoch leider fehl. Die dort existierenden Lebensformen hat-

ten mit menschlichen Wesen nicht das geringste gemein. Da sie kein Interesse an menschlichen Lebewesen hatten, war jeder Kontakt, jede Annäherung, ja selbst jede Verständigung völlig ausgeschlossen. Andere Lebensformen bedingten eine andere Lebensbasis.

Es gab allerdings einige nahezu ›unbewohnte‹ Planeten, auf denen Menschen durchaus existieren konnten. Sie hätten eine Art Lufthülle schaffen und abgeschlossene Dörfer bauen können. Sie hätten die Natur durch Technik ersetzen können. Aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Menschliche Wesen halten sich nicht so gut in einem Plastikbeutel! Es hatte einige gegeben, die diesen Versuch überlebten. Aber sie waren – verändert.

Demnach waren diese Art Planeten keine Lösung. Die Menschen kamen von einem erdähnlichen Planeten und konnten nur auf einem erdähnlichen Planeten leben. Auf den ›richtigen‹ Planeten konnten die Menschen arbeiten, auf anderen nicht. So einfach war das.

Und unaufhaltsam wuchs die Bevölkerung an. Die galaktische Zivilisation brauchte einen erdähnlichen Planeten, wo sie Kolonien errichten konnte, die die überschüssige Bevölkerung aufnahm.

Wo war er zu finden?

Es gab nur eine Antwort. Wenn man einen erdähnlichen Planeten sucht, dann kommt der Mars nicht in

Frage. Man kann zwar eine Wüste bewässern und sie fruchtbar machen, aber man kann Jupiter nicht mit einem Rechenschieber in England verwandeln.

Unglücklicherweise waren alle erdähnlichen Planeten bewohnt.

Glücklicherweise hatten nicht alle erdähnlichen Planeten dieselbe Entwicklungsstufe erreicht. Manche waren noch völlig primitiv, andere befanden sich auf dem Weg zur Zivilisation, und einige hatten bereits einen ziemlich hohen Grad der Intelligenz entwickelt. Ein Planet, dessen Bewohner sich vom Jagen und Fischen ernähren, kann nicht überbevölkert sein. Wenn zum Beispiel die Einwohner der Stadt New York auf den Staat New York verteilt werden würden und sich vom Jagen wilder Tiere ernähren sollten, dann würde sich die Bevölkerung in kürzester Zeit drastisch reduzieren. Ein Planet, auf dem die Menschen Ackerbau und Viehzucht betrieben, konnte schon weit mehr Menschen beherbergen. Und mit dem Beginn der Technisierung konnten noch mehr Menschen auf demselben Stück Erde leben.

Doch der Vergleich hinkte irgendwie, weil natürlich alles nur bis zu einer gewissen Grenze ging. Die Planeten der Milchstraße waren trotz ihrer perfekten Zivilisation wirklich überbevölkert. Deshalb mußten erdähnliche Planeten gefunden werden, die noch Menschen aufnehmen konnten.

Die Erde war einer dieser Planeten.

Die galaktische Regierung befand sich in einer Zwickmühle. Auf der einen Seite verboten es ihre selbstgeschaffenen Gesetze, andere Welten rücksichtslos zu erobern und auszubeuten – abgesehen davon, daß die Planeten-Bewohner solchen Übergriff auch nicht zugelassen hätten –, auf der anderen Seite mußte sie zusehen, wo sie die überschüssige Planeten-Bevölkerung unterbringen konnte – und dafür kamen wiederum nur die bewohnten erdähnlichen Planeten in Frage.

Sie versuchten, das Beste aus dieser Situation zu machen. Wenn sie die Not dazu zwingt, sind Menschen zu den unwahrscheinlichsten Kompromissen fähig. Sie beschlossen, die nicht zu hoch entwickelten erdähnlichen Planeten zu kolonisieren.

Sie verwirklichten ihren Plan auch, aber sie betrieben diese Kolonisation nicht rücksichtslos und übereilt. Um ihre eigenen Leute nicht zu beunruhigen, gingen sie nach einem System vor, das voller Prinzipien, Einschränkungen, Vorbehalte und Gesetze war.

Zunächst einmal durften die primitiven Planeten von der Kolonisation nichts merken, denn damit würden die Milchstraßenbewohner ganzen Welten die Zukunft rauben.

Zweitens durfte den Eingeborenen kein Schaden zugefügt werden.

Drittens wurde genau festgelegt, wieviel Prozent eines Planeten kolonisiert werden dürfte. Der Prozentsatz variierte zwar bei den einzelnen Planeten, durfte aber in keinem Fall fünfzehn Prozent überschreiten.

Die Erde war einer der ausgewählten primitiven Planeten.

An der Idee als solcher war eigentlich nichts Verwerfliches. Daß sich bei der Verwirklichung des Planes Schwächen zeigten und daß unvorhergesehene Ereignisse eintraten, ließ sich bei einem solchen Projekt natürlich nicht vermeiden. Es war die Notlösung eines brennenden Problems. Es war ein Problem, mit dem sich die Bewohner der Planeten der Milchstraße seit Jahrtausenden zu beschäftigen hatten. Und in Zukunft? Nun, vielleicht gab es irgendwann in Zukunft andere Lösungen.

Sie waren auf die jetzige Lösung gewiß nicht stolz, aber es blieb ihnen keine andere Wahl.

Man betrachtete es als Ironie des Schicksals, daß auf der Erde selbst – wenn auch nicht in demselben Ausmaß – das Problem der Übervölkerung bestand. Auf vielen Teilen des Planeten hatte die westliche Zivilisation ihre Finger nach den unterentwickelten Völkern ausgestreckt. In manchen Fällen wurden die Eingeborenen einfach ausgerottet. In anderen Fällen hatte man sich damit begnügt, den Eingeborenen das

Land wegzunehmen und sie in Reservate zu stecken. Wie es unter anderem in Nordamerika passiert war. Die Europäer kamen, und die Indianer konnten zusehen, wie sie mit dem Leben davonsamen.

*Wir waren nicht böartig, sagten die Europäer später. Wir waren keine blutsaugenden Ungeheuer. Aber es war unvermeidlich. Das große Land, das ganze Völkerscharen ernähren konnte, befand sich im Besitz einer Handvoll Indianer. Wir brauchten das Land. Wir brauchten es bitter nötig. Vielleicht war es irgendwie nicht recht, was wir getan haben; aber was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Kein vernünftig denkender Mensch kann einen ganzen Kontinent den Indianern überlassen. Wir haben es nicht gern getan. Aber was hätten wir sonst tun sollen?*

Was hätten sie wirklich sonst tun sollen?

*Und, so argumentierten die Zivilisationen des Milchstraßensystems ein paar hundert Jahre später, was hätten wir sonst tun sollen?*

Als sich dann die Zivilisationen verstohlen auf der Erde eingenistet hatten, als sie sich sozusagen durch die Hintertür eingeschlichen hatten, war es völlig ohne jeden Wirbel geschehen. Fortschrittliche Menschen hatten fortschrittliche Methoden. Es hatte kein Tamtam, keine Invasion, keine Aufregung, keine Todesstrahlen und keinen Überfall aus dem All gegeben. Ja, bis heute hatte die Erde noch nicht einmal bemerkt, daß sie Kolonien aus dem All beherbergte. Die Plane-

ten hatten schon so viele Kolonien entstehen lassen, daß das mehr oder minder reine Routinesache war.

Verteidigung? Wie hätte es zu einer Verteidigung kommen sollen? Gegen wen? Verteidigung ohne Angriff?

Am häufigsten suchten sich die Kolonisten Kleinstädte und Dörfer aus. Mit den Großstädten hatten sie etwas anderes im Sinn.

Man brauchte sich doch nur eine Kleinstadt vorzustellen. Irgendeine Kleinstadt. Eine Hauptstraße, einen Drugstore, ein Kino. Weißgetünchte Hauswände und Buletten in der Bratpfanne. Schnee im Winter, Sonne im Sommer, hin und wieder ein Regenguß. Eine Spielhalle und eine Tankstelle. Grauhaarige Damen, die den neuen Pfarrer durchhechelten – *er raucht, müssen Sie wissen, meine Liebe*. Ein Junge und ein Mädchen in einer Frühlingsnacht im elterlichen Auto, ein weicher Mond und viele Sterne.

Eine Kleinstadt ist immer irgendwie isoliert. Die Leute dort sehen jeden Tag die gleichen Leute. Der nächste Ort liegt zwanzig Meilen entfernt; und mit den Leuten, die dort wohnen, kann man einfach nicht verkehren. Fremde sind unerwünscht. Fremde wollen immer irgend etwas ändern. Wir lieben unsere Stadt so, wie sie ist!

Man sagt immer, daß die Leute, die in einer Kleinstadt leben, fünfzig Jahre hinter der Zeit sind. Das

mag stimmen. Doch wo gibt es soviel Kolorit, so viele ländlichen Sitten, so verschiedene Charaktere wie in einer Kleinstadt.

Also eine isolierte Gesellschaft. Eine Sippe, die nichts von Fremden wissen will. Eine rückständige Gesellschaft, die kleinbürgerlich, engstirnig, dennoch leicht zu beeinflussen und abergläubisch ist. Ideale Bedingungen für die Bewohner anderer Planeten.

Die wissenschaftlichen Experten des Milchstraßensystems machten sich an die Arbeit. Sie kauften hier, verkauften dort. Die Ernte war nicht so gut, hier und dort wurden ein paar Rinder krank, und mit dem Regen war auch nicht viel los. Aber wie man hörte, sollte es beim Straßenbau in Oakville oder in Indiana oder gleich in der nächsten Stadt viel Arbeit geben. Welch günstige Gelegenheit!

Andere Leute zogen in die Kleinstadt. Komische Menschen. Sie legten keinen Wert auf Kontakt mit den alten Bewohnern. Sie machten sich richtig breit. Die Kleinstadt war nicht mehr das, was sie gewesen war. Und die alten Freunde gab es auch nicht mehr. Sie hatten verkauft und waren in die Stadt gezogen.

Und das Geld sollte dort praktisch auf der Straße liegen. Waren die Wilsons, die Wades und die Flahertys nicht auch in die Stadt gezogen?

Sollte man nicht auch ...?

Es war ein Kinderspiel für die Experten von den

Sternen. Die alte Bevölkerung zog aus, eine neue Bevölkerung zog ein.

Es entstand wieder eine Kolonie.

Es mußte natürlich dafür gesorgt werden, daß die Bewohner, die die Kleinstadt verließen, irgendwo eine Bleibe fanden.

Auf der Erde erwies sich das jedoch nicht als Problem, weil Reservate bestanden, in denen eine fast unbegrenzte Anzahl von Menschen untergebracht werden konnte. Diese Reservate nannten sich Großstädte.

Wo ging seit eh und je ein Mensch hin, wenn er aus einer Kleinstadt oder vom Land wegzog? Natürlich in die Stadt.

Die Lösung war ideal.

Man konnte sich fragen: welcher vernünftige Mensch zieht es vor, im Großstadtgetriebe zu leben? Welcher vernünftige Mensch nimmt es hin, mit anderen wie in einer Ölsardinenbüchse zu existieren; im Rauch und Ruß und Schmutz und Schweiß? Welcher vernünftige Mensch vertauscht freiwillig Sonnenschein und grüne Wiesen mit einer lärmenden Fabrikhalle?

Die Antwort: fast alle Menschen. War die Großstadt nicht das einzig Wahre? Nur in der Großstadt konnte man vorwärtskommen. Lebten nicht alle gescheiterten Menschen in der Großstadt? Wäre man nicht

ein dummer Bauerntölpel, wenn man zu Hause bliebe?

Das war nichts Neues. Die Menschen vom Lande waren schon immer in die Großstädte abgewandert. Und wenn sie nicht selber den Wunsch dazu hatten, konnte man sie mit Leichtigkeit dazu bringen, indem man ihnen die Vorzüge der Großstadt vorgaukelte.

Psychologische Konditionierungstechniken einer hochentwickelten Zivilisation sind doch etwas sehr Bemerkenswertes, nicht wahr?

Wenn man ein ausbruchsicheres Gefängnis brauchte, war dieses zweifellos die Lösung. Man durfte den Häftlingen nur nicht sagen, daß sie sich im Gefängnis befanden. Sie buhlten um das Urteil: lebenslänglich.

Und fühlten sich zu Hause!

Viele Vorgänge auf der Erde waren dazu angetan, die Heiterkeit der Kolonisten zu erregen. Die Wissenschaftler der Erde waren gerade damit beschäftigt, die ersten Raumschiffe zu bauen, mit denen sie ins All vordringen wollten. Mit diesen primitiven Schlitten, die mit chemischem Treibstoff angetrieben wurden, hofften sie, das Universum zu erforschen. Sie wollten die Milchstraße »erobern« und auf anderen Planeten Kolonien für ihre Leute errichten. Auf Planeten, die bereits so überbevölkert waren, daß die Bevölkerung Zuflucht zur Erde nehmen mußte.

Obwohl die Erdenbewohner zunächst erkennen

würden, daß sich die meisten Planeten der nächstliegenden Sonnensysteme nicht zur Kolonisation eigneten und es Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende dauern würde, bis sie ihren Plan verwirklichen konnten, war der Gedanke allein erheiternd.

Die Erde befand sich jetzt in einer Phase, die von der Warte der anderen Planeten aus als ›Vorzivilisation‹ bezeichnet werden konnte. Man hatte entdeckt, Atome zu spalten. Die Folge davon war die Herstellung von Atombomben. Es konnte jederzeit ein Krieg mit atomaren Waffen ausbrechen. Die Erde befand sich in einer Krise. Entweder ging der Fortschritt weiter – oder alles wurde zerstört. Viele erdähnliche Planeten hatten diesen Zustand zuvor erreicht. Viele mußten immer wieder von vorne anfangen. Manche kamen nie weiter.

Wenn zum jetzigen Zeitpunkt ein Atomkrieg auf der Erde ausbrechen würde, würden hauptsächlich die Großstädte in Mitleidenschaft gezogen werden. Der Gedanke war zwar nicht angenehm, aber den Kolonisten würde wahrscheinlich dabei wenig passieren. Je länger die Erde brauchte, eine wirkliche Zivilisation zu entwickeln, desto länger konnten die Kolonisten ein ungestörtes Leben führen.

Um eins klarzustellen: sie würden natürlich keinen Krieg anfangen. Sie waren keine Bestien. Es widersprach ihren Grundsätzen, einen Krieg anzuzetteln.

Auf der anderen Seite durften sie sich in nichts einmischen. Das hieß mit anderen Worten, daß sie keinen Krieg *verhindern* würden! Wenn die ›Wilden‹ einen Krieg wollten, war das deren Sache.

Jefferson Springs war eine dieser fremden Kolonien. Es hatte sich zwar der allgemeinen Entwicklung der amerikanischen Kleinstädte angepaßt, aber es war keine Kleinstadt der Erde. So sah es aus.

Und das war die Geschichte des kleinen, dicken Mannes.

Es entstand eine kurze Pause, in der John Luft schöpfte. Er füllte wieder die Gläser und steckte sich eine neue Zigarette in den Mund. Er machte einen gelangweilten Eindruck.

»Das wär's«, sagte er. »Hoffentlich habe ich Sie nicht ermüdet.«

»*O nein, nicht im geringsten*«, versicherte Paul Ellery. *Wenn sonst nichts bleibt, bemühe dich wenigstens um eine gute Haltung*, dachte er.

»Keine Geister, keine Ungeheuer, nicht einmal böse Premierminister«, meinte John bedauernd. »Nichts Dramatisches. Nur die Politik einer übervölkerten Welt, in der es keine Nationalstaaten mehr gibt. Nur eine Zwischenlösung.« Er schlürfte seinen Whisky. »Manchmal glaube ich, daß die Menschen aller Planeten im Prinzip zu dumm sind, das Universum zu begreifen. Alles, was wir tun, ist monoton.«

»Ja, sehr monoton«, nickte Paul Ellery.

»Ich meine es ernst«, sagte John. »Das Leben auf einem Planeten der Milchstraße verläuft genauso eintönig wie in einem Ameisenhaufen. Sam liebt immer noch Mary, und Mary will immer noch, daß Sam mehr als Philipp verdient. Es ist verdammt stumpfsinnig, wenn Sie mich fragen – was Sie nicht getan haben.«

Paul Ellery, Doktor der Philosophie, geboren in Austin, Texas, und auf dem Planeten Erde aufgewachsen, paffte seine Pfeife in einem Raumschiff, das in der Nacht hing. Es war die vierte Pfeife, und seine Zunge fühlte sich wie Sandpapier an.

Er war von dem Gehörten noch ganz benommen. Das lag jedoch weniger daran, daß er nun *völlig* überrascht war – denn seine Aufzeichnungen und die letzten Ereignisse hatten auf etwas Ähnliches hingeezielt –, sondern mehr daran, daß sich seine wildesten Phantasien, seine kühnsten Vorstellungen als etwas Normales, völlig Alltägliches herausstellten.

*Was haben Sie? Kleine grüne Männer in Ihrem Heizraum? – Aber natürlich! Wußten Sie das nicht?*

Ellery hatte das dumpfe Gefühl, nicht mehr er selbst zu sein. Er stand sozusagen neben sich. Das Ganze kam ihm wie ein Film über eine andere Welt vor; eine Geschichte, die man den Irren abends in der Anstalt vor dem Schlafengehen erzählt.

Es fiel ihm nicht leicht, sich vor Augen zu halten, daß er der Eingeborene war. Doktor der Philosophie? Er war darauf nie übermäßig stolz gewesen, aber es paßte ihm nicht, daß er sich jetzt wie ein Hexenmeister letzter Güte vorkam. *Wissen Sie, einige seiner Kräuter helfen wirklich, aber der Humbug drum und dran ist nichts für mich.*

Aber es gab keinen Zweifel an der Echtheit der Ge-

schichte, die er gehört hatte. Sie war zu lückenlos. Der letzte Beweis war das riesige, ruhige Schiff, in dem er sich befand.

Eine Frage drang sich ihm dennoch auf.

»Sie haben immer wieder die Wichtigkeit solcher Kolonien betont, John«, sagte er langsam. »Sie haben einige Beispiele aus unserer eigenen Geschichte genannt, um Ihre Handlung zu rechtfertigen. Aber besteht da nicht ein Unterschied? Hinter Ihnen steht immerhin die hochentwickelte Zivilisation eines anderen Sternensystems. Sicher eine großartige Sache. Aber wäre eine Geburtenkontrolle nicht die einfachste Lösung Ihres Problems gewesen?«

John schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein.«

»Und warum nicht? Ihre Leute sind sicher gescheit genug ...«

»Darum geht es nicht, Paul. Soviel ich weiß, gibt es bei Ihnen eine Geburtenkontrolle, die sich – zumindest viele Einwohner der Vereinigten Staaten – zunutze machen. Und nun frage ich Sie: sind nach Bekanntwerden dieser Kontrollmöglichkeiten die Geburtenziffern angestiegen oder gesunken?«

»Angestiegen«, mußte Ellery zugeben. »Aber ich glaube trotzdem ...«

»Nein, mein Freund, so einfach ist das nicht. Bei uns spielen zu viele Faktoren eine Rolle. Die galaktische Föderation ist keine Diktatur – und nur in einer

Diktatur wäre eine gesetzlich geregelte Geburtenkontrolle möglich. In einer freien Welt besteht jeder Bürger auf gewissen persönlichen Freiheiten. Er wird sich freiwillig manchen Dingen unterwerfen – aber nie unter Zwang. Bei uns unterwirft man sich im gleichen Ausmaß der Geburtenkontrolle wie etwa in den Vereinigten Staaten. Trotzdem werden Sie festgestellt haben, daß die Geburtenziffern in Jefferson Springs niedriger als in anderen amerikanischen Städten sind. Aber das hat im Grunde nicht viel zu sagen.«

»Wieso?«

»Sie kennen die Antwort selbst, Paul. Gestatten Sie mir, daß ich mich auf einen Ihrer eigenen Wissenschaftler, V. Gordon Childe, beziehe? Was passiert *immer* während eines technischen Fortschritts? Was passierte im Jungsteinzeitalter? Was passierte zur Zeit der Revolutionen, der Umwälzungen, der Industrialisierung?«

Ellery sah diesen Punkt ein. »Die Bevölkerung vermehrte sich«, mußte er zugeben.

»Genau. Sie *sitzen* mitten in einem technischen Fortschritt – in einem Raumschiff. Wenn ein Planet eine Raumflotte baut, dann bedeutet das immer mehr Bevölkerung – nie weniger. Wir sind noch nicht dahintergekommen, wie man die Geburtenziffern niedriger halten könnte, ohne damit die Kultur abzuwürgen, den Fortschritt aufzuhalten. Wir sind nicht all-

wissend, Paul. Vielleicht gelingt es uns nie, eine Lösung zu finden.«

Nachdem Ellery einige Minuten lang versucht hatte, das Gehörte zu verdauen, fiel ihm nur eins ein. Er sagte es. »Sie sprachen von einem Angebot, John.«

John legte die Fingerspitzen zusammen und drehte die Daumen. »Sie sind ein intelligenter Mann, Paul. Die Tatsache, daß ich von einer – wie wir es höflich umschrieben hatten – hochentwickelten Zivilisation komme und Sie einer – sagen wir – weniger entwickelten Kultur entstammen, hat nichts mit Ihrer persönlichen *Intelligenz* zu tun. Uns imponiert nicht nur Ihre Intelligenz, wir möchten sie uns auch zunutze machen. Wir dachten daran, einen Platz für Sie in Jefferson Springs zu finden. Um ehrlich zu sein, dachten wir zunächst an keinen bedeutenden Posten; das würde sich erst im Laufe der Zeit herausstellen. Mit anderen Worten: Wir möchten, daß Sie für uns arbeiten. Auf diese Weise profitieren wir und profitieren Sie. Ansonsten würde keiner profitieren. Sie haben wohl auf der Erde die Redensart, daß man mit den Wölfen heulen muß. Eins der wenigen Sprichwörter, das zutrifft.«

Ellery schaute den kleinen, dicken Mann an. Er sah die freundlichen, blauen Augen und die Falten auf der rosigen Stirn, und er spürte den Ernst, der sich hinter dem Plauderton verbarg. Wo immer John auch

herkommen mochte, er war zweifellos intelligent. Und was wichtiger war: er schien ehrlich zu sein. »Und was ist, wenn ich das Angebot nicht annehme?«

»Sie sind wirklich ein mißtrauischer Mensch«, seufzte John. »Ich fürchte, Sie halten mich immer noch für ein Ungeheuer.«

»Ich halte Sie nicht für ein Ungeheuer«, sagte Ellery ehrlich. »Ich versuche, mit Ihnen wie mit einem menschlichen Wesen zu verhandeln.«

»Was soll ich sagen, mein Freund? Wenn Sie das Angebot nicht annehmen, dann nehmen Sie das Angebot nicht an. Das ist alles. Ihnen wird nichts passieren. Sie können gehen. Wann immer und wohin auch immer. Sie können erzählen, was Sie wollen. Wir können nur hoffen, daß Sie so viel Verstand haben, um ihn auch zu benutzen. Aber die Entscheidung liegt selbstverständlich bei Ihnen.«

Ellery zögerte. »Ich kann wirklich gehen – nachdem, was Sie mir erzählt haben?«

John wies zur Tür. »Da ist der Ausgang. Man wird Sie unbeschadet zu Ihrem Hotelzimmer zurückführen. Sie sind ein freier Mensch – soweit ein Mensch je frei ist. Sie kennen Mel Thorne. Wenn Sie sich entschließen, unser Angebot anzunehmen, dann gehen Sie zu ihm. Wenn nicht, dann wünsche ich Ihnen alles Gute.«

Paul Ellery stand langsam auf.

»Auf Wiedersehen, Paul«, verabschiedete sich John mit festem Händedruck.

»Auf Wiedersehen – und vielen Dank. Ich weiß – nun – ja, alles zu würdigen.«

»Es war mir ein Vergnügen, mein Freund.« John sah so aus, als wäre das seine ehrliche Meinung.

Als sich die große Tür lautlos öffnete, blieb der dicke Mann allein am Schreibtisch zurück. Er wirkte ein bißchen verloren. Ein bißchen traurig.

Auf dem langen, kühlen Korridor erwarteten Paul die beiden Männer.

Ellery folgte ihnen den verwaisten Tunnel entlang. Dann kam die Tür, der kurze Gang, wieder eine Tür – und dann befand er sich wieder in der Metallkugel. Er setzte sich auf die grüne Couch auf dem grauen Teppich, und die leichte Vibration begann wieder.

Als sich dann die automatische Tür öffnete, trat Ellery mit leicht zitternden Knien ins Freie. Er fühlte den Tau unter seinen Füßen und hörte Grillen im feuchten Gras zirpen. Er schaute auf die Uhr. Es war fünf Uhr morgens. Nach einer Fahrt mit dem Buick, an den er gar nicht mehr gedacht hatte, war er wieder in seinem Hotelzimmer. Seine beiden Begleiter verließen ihn, und er war allein.

Er setzte sich im Dunkeln auf die Bettkante und fühlte sich miserabel. Zuviel Scotch, zuviel Tabak, zuviel – alles! Ihn überkam plötzlich eine große Leere.

Er hatte vor zwei Monaten eine Welt verlassen, in der er geborgen gewesen war und in der er eine angenehme, gesicherte Zukunft vor sich gehabt hatte.

Und er war heute morgen in eine neue Welt zurückgekommen, in der alles anders war. Seine Zukunft war ein großes Fragezeichen.

Er erhob sich mühsam, zog den Achtunddreißiger aus dem Gürtel und legte ihn wieder in den Schrank. Dann warf er sich, angezogen wie er war, aufs Bett und starrte so lange in die graue Morgendämmerung, bis er in einen leichten, unruhigen Schlaf fiel.

Während sich die Hitze wieder im Zimmer ausbreitete, wälzte er sich in den Kissen. Ein- oder zweimal schrie er laut auf.

Kurz nach zwölf wachte er auf. Es war zu heiß zum Schlafen. Sein Kissen war naßgeschwitzt. Es kostete ihn Überwindung, sich zu rasieren. Erst, als er sich im Badezimmer geduscht und frische Sachen angezogen hatte, fühlte er sich etwas besser.

Bevor er vier Tassen schwarzen Kaffee geschlürft und zwei steinharte Eier in einer eigentümlichen Soße heruntergewürgt hatte, unternahm er erst gar keinen Versuch, zu denken.

Nach dem Essen stieg er ins Auto, öffnete alle Fenster und fuhr los. Er hatte kein Ziel. Er wollte nur den Fahrtwind spüren. Die Sonne hing wie ein riesiges Messingschild am absolut wolkenlosen Himmel.

Er erwog kurz, nach Austin zu fahren; aber er warf den Gedanken gleich wieder. Er war nicht in der Lage, unter Menschen, *richtige Menschen*, zu gehen.

Irgendwie hatte er vage gehofft, sich nach dem Erwachen an nichts mehr zu erinnern. Welch ein Unsinn! Natürlich erinnerte er sich.

An alles!

Deshalb konnte er auch jetzt nicht in die Stadt fahren.

Er erkannte mit peinigender Klarheit die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Situation. Nichts war mehr so, wie es war – und würde es auch nie mehr werden. Nicht für ihn!

Gut, er kannte jetzt die ganze Geschichte – oder zumindest den größten Teil. Es gab kein Problem mehr. Er hatte die Antwort, die er gesucht hatte.

Großartig.

Fabelhaft.

Was konnte er damit anfangen? *Nichts!* Absolut nichts! Er betrachtete es aus jedem erdenklichen Gesichtswinkel, er zog jede etwaige Möglichkeit in Betracht, er klammerte sich an jeden Strohalm. Seine Gedanken gingen im Kreis, aber das Ergebnis war gleich null. Er dachte mindestens an fünfzig verschiedene Möglichkeiten und warf jede einzelne wieder.

Es war nun einmal so, daß er Jefferson Springs mit allem Drum und Dran nicht aus seinem Gedächtnis

streichen konnte. Er konnte nicht einfach seine Sachen packen, dem Ort für immer den Rücken zukehren und versuchen, irgendeinen Sinn im Leben zu entdecken. Es war – milde ausgedrückt – ein Schock, zu erfahren, daß man nicht die Krone der Schöpfung, sondern nichts weiter als ein primitiver Wilder war. Ein Mann – jedenfalls ein Mann wie Paul Ellery – konnte nicht so weiterarbeiten wie bisher, wenn er wußte, daß das, was er tat, für eine Zivilisation, an der er nie teilhaben würde, ein uralter Hut war. Er konnte nicht Tag für Tag mit seinen Freunden zusammen sein, mit ihnen arbeiten, lachen und ihre Träume träumen – *wenn er Bescheid wußte!*

Er würde nachts zum Sternenhimmel starren. Er würde so lange starren, bis er eines Nachts den Abzug zog.

Er konnte in keiner technischen Zeitung über seine Entdeckung schreiben. Allein schon die Idee war lächerlich.

*Beweise für die Existenz einer außerirdischen Kolonie in Texas mit Berichten über die Zivilisation im Milchstraßensystem!* Keine seriöse Zeitung würde diesen Artikel annehmen. Und selbst wenn, würde sich nichts ändern. Denn wer würde so etwas glauben? Selbst wenn der berühmteste Wissenschaftler der Welt ernsthaft eine solche Theorie entwickelte, würde man ihn ins Irrenhaus stecken.

Und Paul Ellery war nicht der berühmteste Wissenschaftler der Welt. Da waren einige Hunderttausend vor ihm.

Er konnte also zu keiner Zeitung gehen.

Er konnte auch nicht zur Polizei gehen. Was hätte er sagen sollen? Vielleicht: »Kennen Sie den Ort Jefferson Springs? Er ist von Fremden, von Leuten aus dem All, übernommen worden. Ja, ganz richtig, aus dem All. Diese Leute haben mich eines Nachts in ihr Raumschiff geholt und haben mir die ganze Geschichte erzählt. Es geht um folgendes ...«

Er konnte es nicht einmal seinem besten Freund erzählen. »Laß dir erzählen, Joe, was mir Komisches passiert ist, als ich in Jefferson Springs gearbeitet habe. Ich weiß, daß es verrückt klingt, aber ...«

Es war hoffnungslos.

Es war hauptsächlich deshalb hoffnungslos, weil die Kolonisten *wirklich* geistig hochstehender als die Erdenbürger waren. Die philosophischen, psychologischen und ethischen Probleme, die – außer dem Wunsch zu überleben – die Bewohner des Milchstraßensystems dazu gebracht hatten, auf anderen Planeten Kolonien zu bilden, schufen eine Situation, die für die Erdbewohner beim jetzigen Stand der geistigen Entwicklung völlig unfaßbar war. Das war genauso, als wenn ein Neandertaler in seine Höhle gebrüllt hätte, er hätte gerade ein Atom gespalten.

Es war hoffnungslos, weil es im eigentlichen Sinne keine Erde gab. Es gab nur feindliche Nationen, die sich im bewaffneten Waffenstillstand gegenüberstanden. Es gab eine UNO, die die Welt bitter nötig brauchte, für die sie aber noch nicht reif war.

Sollte man sich an den Senat der Vereinigten Staaten wenden und andeuten, daß sich unter den Senatoren vielleicht einige Menschen von anderen Sternen befänden? Ellery wagte gar nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Der Gedanke an eine Revolution war kindisch. Wer sollte revoltieren? Und gegen was? Es war einfach so, daß die Erde gar nicht mit der Situation fertig werden *konnte*. Sie hatte keine Erfahrungen auf diesem Gebiet. Das war schlimmer, als wenn man einen Panzer mit Pfeil und Bogen aufhalten wollte. Und die Erde wußte nicht einmal etwas von der Existenz eines Panzers!

Es gab offensichtlich nur eins, was er, Ellery, tun konnte. Es gab keine Antwort auf das neue Problem, das durch die Lösung des alten Problems geschaffen worden war. Okay. *Also mußte er eine Lösung finden.*

Er wußte herzlich wenig, bei genauer Betrachtung eigentlich gar nichts, was in Jefferson Springs vor sich ging. Er wußte das, was man ihn hatte wissen lassen, und er kannte einen Teil der wahren Geschichte, die hinter der Kolonie steckte. Das war aber auch alles.

Vom Leben innerhalb der Kolonie hatte er keine Ahnung.

In welcher Beziehung stand die Kolonie nun wirklich zur Erde? War sie ein relativ harmloser Parasit, oder wollten sich die Leute von den Planeten allmählich von Jefferson Springs aus ausbreiten? Würden die Kolonisten die Erde *wirklich* in Frieden lassen und sich in nichts einmischen? Wie konnten sie so genau kontrolliert werden?

Und wie war es nur möglich, daß das ganze System funktionierte? Wie konnten Menschen, richtige Menschen, ein Leben lang maskiert leben? Von ihrem Standpunkt aus mußten sie doch so tun, als wären sie primitive Wilde. Das konnte für einen Urlaub angenehm sein, für ein oder zwei Jahre vielleicht noch erträglich, aber für ein ganzes Leben?

Paul Ellery dachte an Jefferson Springs – das richtige Jefferson Springs, das er nie ergründet hatte. Vielleicht lag dort der Schlüssel für seine Antworten.

Aber ob er ihn finden würde?

Es war, als wollte er in einem Heuhaufen nach einer Stecknadel suchen. Das Schlimme war, daß er nicht einmal wußte, *was* er suchen sollte. Aber Paul Ellery war ein hartnäckiger Bursche.

Er wiederholte die Worte: *Man muß mit den Wölfen heulen.*

Er redete sich ein, daß er nur aus eigenem Interesse

handelte. Er sagte sich, daß er nicht dazu geschaffen war, die Welt zu retten. Die Welt zu retten war eine große Aufgabe – mit oder ohne Kolonien von den Sternen. Die Existenz der Wasserstoffbombe erschwerte jede Debatte.

Auch wenn er zu keiner Lösung kam, so mußte er doch versuchen, das Beste aus der Sache zu machen. Man hatte ihm eine Chance angeboten. Er mußte sich anpassen. Vor ihm hatten schon viele Eingeborene ihren Stamm verlassen, um die Zivilisation kennenzulernen.

Vielleicht gelang es ihm, bei den Kolonisten eine verwundbare Stelle zu finden. Er wollte jedenfalls sein möglichstes versuchen.

Es war Abend, als er den Wagen umdrehte und nach Jefferson Springs zurückfuhr. Über den Feldern, Büschen und Kakteen lagen lange Schatten. Eine sanfte Brise wehte über das Land. Vor ihm blickte Jefferson Springs in der späten Abendsonne – hundertzwanzig Meilen von San Antonio, sechzig Meilen vom Rio Grande und Mexiko entfernt.

Paul Ellery hatte einen Entschluß gefaßt.

Morgen würde er zu Melvin Thorne fahren.

Der nächste Tag war wie alle anderen. Die Sonne stand früh am Himmel, saugte die Feuchtigkeit der Nacht aus der Luft und verwandelte Paul Ellerys Hotelzimmer wieder in einen Brutkasten. Irgendwie war es nicht richtig, daß dieser Tag genauso werden sollte wie die vergangenen. Obwohl soviel passiert war, sich soviel geändert hatte, drehte sich die Erde beständig und unbeeindruckt weiter.

Ellery aß ein völlig normales Frühstück, das nicht schlechter als gewöhnlich war, und stellte mit leichter Verwunderung fest, daß er einen guten Appetit hatte. Um ehrlich zu sein, fühlte er sich recht wohl. Der Druck war von ihm gewichen. Was geblieben war, war hauptsächlich Resignation. Nun schön, das war immerhin schon ein Fortschritt.

Nach dem Frühstück ging er in sein Hotelzimmer zurück, zog das Hemd aus, setzte sich aufs Bett und benutzte eine umfangreiche Ausgabe der *Anthropology Today* als Schreibunterlage. Seine Handschrift war nicht gerade schön; aber wenn er mit der Schreibmaschine schrieb, war es schlimmer.

Er mußte drei Briefe anfertigen.

Der erste Brief ging an die Winans-Universität. Winans war eine Privatstiftung. Eine kleine Universität

fünf Meilen nördlich von Austin in der Nähe von Round Rock. Sie war vor dreißig Jahren von Edgar V. Winans, einem exzentrischen Texas-Millionär, gegründet worden. Winans, der überraschenderweise von Harvard kam, sah nicht ein, warum es in seinem Heimatstaat nicht auch eine *gute* kleine Universität geben sollte. Um seine Ansicht zu bekräftigen, hatte er die Winans-Universität gebaut. Winans war ein Mann, der wußte, was er tat; und in kürzester Zeit hatte er eine erstklassige Schule in seinen Händen, die zum Anziehungspunkt für viele wohlhabende Studenten wurde. Ellery hatte, bevor er nach Jefferson Springs ging, seine Lehrstelle an der *University of Texas* aufgegeben. Ihm war dann ein Angebot von der Winans-Universität gemacht worden, das er für eine gewisse Probezeit angenommen hatte, weil er kleine Schulen mochte und die Bezahlung gut war.

Das gehörte natürlich zur alten Welt.

Er schrieb jetzt an Bud Winans, den befähigten Sohn des alten Herrn, daß er das Angebot zum September nicht annehmen könne. Er schrieb, daß seine Pläne für die nächste Zeit noch sehr unbestimmt wären; daß er sich aber, sobald er eine verbindliche Zusage machen könnte, sofort melden würde. Solche Methoden waren zwar nicht üblich, aber Bud war ein netter Bursche, der schon die notwendigen Hebel in Bewegung setzen würde.

Der zweite Brief ging an seine Eltern. Da sprach er sehr vage von viel Arbeit und unvorhergesehenen Komplikationen und wollte im Endeffekt damit zum Ausdruck bringen, daß er im Augenblick sehr beschäftigt wäre, aber versuchen würde, sie so bald wie möglich zu besuchen.

Der dritte Brief ging an Anne und verlangte schon etwas mehr Geschicklichkeit. Er mußte einerseits vermeiden, daß sie sich einsam fühlte und etwa auf den Gedanken kam, ihn zu besuchen, andererseits aber mußte er sie bei guter Stimmung halten, falls er sich entschloß, *sie* zu besuchen. Das war an sich nicht sehr schwierig. Alle jungen Männer lernen, solche Briefe an ihre Mädchen zu schreiben. Nur bei Anne hatte Ellery den leisen Verdacht, daß man ihr nichts vormachen konnte.

Bei dem Gedanken an Anne, die nicht weit in Austin war, überfiel ihn ein starkes Verlangen, zu ihr zu fahren. Aber er verwarf den Gedanken, fast ehe er geboren war. Sicher sehr nett, ja – aber die Antwort *seines* Problems lag nicht in Austin.

Er nahm seinen Fotoapparat aus dem Schrank und legte einen Film ein. Ellery konnte nicht sagen, was er mit dem Fotoapparat vorhatte; aber ein paar Bilder hier und dort konnten wahrscheinlich nicht schaden.

Er steckte die Briefe in den Kasten an der auffälligen Post, schräg gegenüber vom Rialto. Im Rialto lief

heute ›Raumkreuzer X-M‹. *Dieser* Film war sicher ein Erfolg hier, dachte Ellery. Zufall? Oder hatten die Kolonisten einen seltsamen Sinn für Humor?

Ellery stieg in seinen Ford und fuhr zum Tanken. Er versuchte sich vorzustellen, daß der Tankwart ein Kolonist aus dem All war. Es gelang ihm nicht. Der Overall, die plumpen Schuhe, das rote Taschentuch, das halb aus der Tasche hing – der Mann war, verdammt noch mal, viel zu gewöhnlich.

Er redete sich unentwegt ein: *Das ist nur Tarnung. Er ist ein Kolonist. Das ist nur Tarnung ...*

Aber das nutzte auch nichts.

Dann fuhr er aus der Stadt heraus, passierte die Nueces-Brücke und bog zur Thorne-Ranch ab.

Er riß sich gewaltsam zusammen. Er mußte einen klaren Kopf behalten. Er fuhr durch das vertraute Land, den vertrauten Kiesweg entlang und bog in den schmutzigen Feldweg ein, der zum Ranch-Haus führte.

Als er hochschaute, rechnete er fast damit, das große Schiff in der Luft hängen zu sehen; doch kein Schatten war am blaßblauen Himmel. Es gab nur die Sonne, die erbarmungslos herunterbrannte.

Kurz vor dem Haus parkte er. Jetzt noch keine Fotos, beschloß er. Nachdem er an die Tür geklopft hatte, hörte er Schritte, die jedoch nicht von Thornes schweren Stiefeln herrührten. *Vielleicht seine Frau?* dachte er.

Die Tür öffnete sich. Es war nicht Thornes Frau.

»Hallo«, sagte das Mädchen und lächelte. »Sind Sie Paul Ellery?«

»Ich war es bis jetzt«, antwortete Ellery.

»Treten Sie doch bitte ein, Paul. Mein Name ist Cynthia. Ich werde Mel rufen.«

Ellery folgte ihr ins Haus und merkte, wie er schon wieder den Boden unter den Füßen verlor. Das Mädchen war eine Überraschung. Sie hatte die blonden Haare aufgetürmt, war aber ansonsten mehr nachlässig als lässig angezogen. Sie trug ein weißes Männerhemd mit hochgekrempelten Ärmeln und graue Shorts. Sie war barfuß.

»Setzen Sie sich, Paul«, sagte sie.

Ellery setzte sich. Er befand sich diesmal im Wohnzimmer. Auf einer braunen Couch. Die große Uhr tickte eintönig in der Hitze.

»Mel ist draußen im Stall«, sagte Cynthia. Obwohl ihre Stimme sanft war, war der Texas-Tonfall nicht zu überhören. »Gehen Sie bitte nicht fort.«

Nachdem sie hinausgegangen war, hörte Ellery sie rufen. Sie hatte unter anderem prächtige Lungen. Ellery versuchte, sie in das Gefüge einzubauen. Geliebte? Neue Kolonistin aus dem Schiff? Köder? Freundin der Familie? Vampir? Was war sie? Cynthia kam zurück. »Mein Gott, ist das heiß hier«, sagte sie.

Ellery schaute sie an. In ihrer Bemerkung lagen

mindestens zwei verborgene Scherze. Erstens hatte er nicht die leiseste Ahnung, wer oder was ihr Gott sein mochte. Und zweitens war aus der Art, wie sie *hier* gesagt hatte, zu schließen, daß sie gerade von woanders hergekommen war. Doch wie dem auch war, mit ihrem Satz hatte sie das Bild einer femme fatale, das er sich im Geist von ihr gemacht hatte, zerstört.

»Es ist heiß«, stellte er geistreich fest. Dann wollte er es besser machen. »Leben Sie hier?« fragte er.

»Ja«, nickte sie und setzte sich neben ihn auf die Couch. »Im Ort«, fügte sie hinzu. »Ich lehre an der Hochschule Volkswirtschaft.«

Ellery brauchte eine Minute, um das zu verdauen. Er stellte fest, daß sie blaue Augen hatte. Alter? Anfang der Zwanzig wahrscheinlich.

»Das ist schön«, sagte er. »Für die Studenten, meine ich.«

Sie lächelte. »Vielen Dank, Paul«, sagte sie höflich.

In diesem Augenblick wurde die Hintertür zugeworfen. Schwere Schritte näherten sich. Melvin Thorne kam ins Zimmer. Groß und kräftig und verschwitzt. Er hielt den Hut in der Hand und trug enge, verschossene Blue jeans, ein schmutziges Khakihemd und ausgetragene Cowboystiefel. »Wie geht's, Paul?« fragte er. »Freue mich mächtig, Sie wiederzusehen.«

*Oh, nein,* dachte Ellery wild. *Nicht wieder diesen Dialekt!*

»Hallo, Mel, wie geht es Ihnen?«

»Prima. Ganz prima.« Der Mann machte eine kurze Pause. »Cynthia, du scherst dich zum Teufel.« Er sagte das haargenau in demselben Ton, als hätte er gesagt: »Cynthia, würdest du mir bitte noch eine Tasse Kaffee einschenken?«

Cynthia hob zwar ihre Augenbrauen leicht in die Höhe, aber sie erwiderte nichts. Als sie aufstand, wirkte sie neben Melvin Thorne sehr kühl und schlank. »Bis später, Paul«, sagte sie und verließ das Zimmer.

»Passen Sie mit der auf, mein Sohn«, begann Melvin Thorne. »Das gibt nur Ärger. Kommen Sie mit in die Küche. Da können wir uns unterhalten.«

Sie gingen in die Küche und setzten sich wieder an den großen Holztisch.

Ehe Thorne die Möglichkeit hatte, etwas zu sagen, schlurfte seine Frau in die Küche. Sie war untersetzt, weißhaarig und struppig. Aber sie hatte hübsche braune Augen.

»Gieß uns Kaffee ein, Martha«, sagte Melvin Thorne. Martha gehorchte und füllte zwei Becher, die auch schon bessere Tage gesehen hatten, aus dem schwarzen Topf auf dem Herd. An Milch und Zucker dachte sie nicht. Sie musterte Ellery einen Augenblick lang, ehe sie ihm ihre verarbeitete Hand auf die Schulter legte.

»Sie müssen Mr. Ellery sein«, sagte sie. »Sie scheinen ein netter junger Mann zu sein. Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier bei uns.«

»Vielen Dank, Mrs. Thorne«, murmelte Ellery.  
»Vielen Dank.«

Er betrachtete Mr. und Mrs. Thorne eingehend. Konnten diese Menschen wirklich ›Fremde‹ sein? Und was hieß das eigentlich? War das so schlimm, wenn sie wirklich auf einem Planeten geboren waren, der sich um eine andere Sonne drehte? Wo war da ein Unterschied?

*Wo lag da eine Gefahr für die Erde? Eine Gefahr für mich? Warum sollten sie nicht auch, wie jeder andere, hier leben?*

Aber er erinnerte sich. Selbst hier in dieser gemütlichen Küche. Er erinnerte sich an all jene primitiven Menschen, die eines Tages von Angesicht zu Angesicht dem weißen Mann gegenübergestanden hatten. Der weiße Mann war auf demselben Planeten wie jene Menschen geboren und unterschied sich rein äußerlich nur in wenigen Dingen von ihnen. Und was war aus den primitiven Völkern geworden?

Diese Fremden hier, oder wie immer man sie nennen sollte, hatten zwar erklärt, daß sie nicht die Absicht hätten, die Erde zu ›erobern‹. Das mochte im Augenblick sogar stimmen. Aber es kamen immer mehr, die Lebensraum suchten. Und sie waren keine

Maschinen. Sie hatten genauso ihre Schwächen wie andere Menschen.

Das mußte eines Tages Ärger geben.

Ellery fragte sich: *Ist je ein kolonisierter Planet aus dem primitiven Stadium herausgekommen? Oder waren diese Planeten dazu verdammt, immer primitiv zu bleiben?*

Ellery mußte auch wieder an die Atombomben und die Wasserstoffbomben denken. Die zivilisierten Menschen des Milchstraßensystems konnten verhindern, daß diese Bomben losgingen. Sie konnten verhindern, daß die Erde für immer ausgelöscht wird. Aber sie würden es nicht verhindern. In diesem Fall würden sie sich bestimmt nicht einmischen.

Und welche Chance hatte die Erde?

Paul Ellery ballte die Fäuste. Also gut, es gab einen Ausweg – für ihn.

»Ich nehme an, daß Sie von John die Geschichte gehört haben«, sagte er.

»Ich habe vom alten John gehört. Das stimmt«, sagte Melvin Thorne, während er seinen Kaffee trank. »Schätze, daß Sie sich entschlossen haben, mit uns zu arbeiten. Stimmt's?«

»Ja, das stimmt«, antwortete Ellery. Er trank den Kaffee mehr aus Höflichkeit. Er hatte sich die Sitte der Texaner, an Sommertagen mittags heißen Kaffee zu trinken, nie angewöhnen können. »Er hat mir gesagt, daß Sie mir alles Wissenswerte erzählen werden.«

»Ich freue mich mächtig, wenn ich Ihnen helfen kann«, sagte Thorne langsam. »Obwohl es gar nicht so schrecklich viel zu sagen gibt.«

Ellery ging der ewige Texas-Tonfall schrecklich auf die Nerven, bis ihm auf einmal zum Bewußtsein kam, daß das gar nicht gespielt war. *Es war das einzige Englisch, das der Mann kannte!* Er war auf seinem Planeten ganz speziell auf Texas gedrillt worden. *Wie lange?* fragte sich Ellery unwillkürlich. Ellery begriff, daß sich Thorne und die anderen in Jefferson Springs wohl fühlen *mußten*. Wo sollten sie sonst hin? Sie kannten nichts anderes.

»Es werden zunächst keine aufregenden Posten sein, Paul. Wir müssen erst sicher sein, und Sie müssen sicher sein, daß Sie bei uns bleiben wollen«, sagte Mel und schenkte Kaffee nach. »Ich schätze, Sie verstehen, daß es eine Weile dauern wird bis Sie in das *richtige* Leben unserer Stadt hineinpassen. Sie müssen viel lernen. Genauso, wie ich viel lernen mußte, ehe ich hier herunterkam und eine Ranch führen konnte. Weil Sie gern lesen und den ganzen Papierkram mögen, meine ich, daß vielleicht die Zeitung für Sie als erstes das beste wäre. Wir werden Sie dort eine Zeitlang behalten und Sie dann woanders einsetzen. Es wird zu Anfang nicht sehr aufregend sein, Paul, aber Sie werden sich einleben. Wir haben eine hübsche kleine Stadt, auf die wir sehr stolz sind.«

Ellery hatte mit wachsendem Staunen zugehört. Thorne war genauso, wie er vorher gewesen war. Vielleicht war er mehr oder weniger *wirklich* das, was er nach außen hin zu sein schien. War er ausgesucht? Der richtige Mann für den richtigen Job? Offengestanden hatte Ellery von einem Kolonisten aus dem Milchstraßensystem irgendwie etwas mehr als Durchschnittsintelligenz erwartet. Doch wieso eigentlich? Die Zivilisation war fortgeschritten – nicht der Bürger. Die Tatsache, daß Joe Blow in derselben Kultur wie ein Albert Einstein lebte, hieß doch nicht, daß Blow nicht schwachsinnig sein konnte. Und was konnte Mel Thorne sein? Vielleicht ein Spießbürger aus dem Texas eines anderen Planeten? Ellery wußte überhaupt nicht mehr, was er denken sollte.

»Ich werde mein Bestes tun, Mel«, sagte er.

»Das glaube ich Ihnen, mein Sohn. Und später, wenn Sie sich als okay erweisen, schickt man Sie vielleicht zur vollständigen Ausbildung zurück.«

»Zurück?«

»Ja, zurück. Aber zunächst muß es erst einmal die Zeitung sein.«

»Nun ja«, murmelte Ellery, »es könnte schlimmer sein. Es war unter den Studenten am College ein geflügeltes Wort, daß ein Doktor der Philosophie Mädchen für alles ist.«

Melvin Thorne lachte breit und laut. »Das ist gut«,

sagte er, »ich war schon immer der Meinung, daß der ganze Bücherkram nichts taugt. Reine Zeitverschwendung.«

Ellery seufzte innerlich. Dieser Mann verstellte sich nicht; er war wirklich so. »Ich werde versuchen, bald voranzukommen«, versprach Ellery.

Mrs. Thorne kam in die Küche zurück, lächelte unbeholfen und schlurfte wieder hinaus.

»Etwas können wir gleich jetzt für Sie tun«, meinte Mel Thorne. »Wir werden Sie aus dem Rocking-T-Hotel herausholen. Das ist nur dafür da, die Touristen zu vertreiben.«

Als er lachte, lachte Ellery ohne Heiterkeit mit.

»Sie brauchen nur in das kleine weiße Haus zu gehen, das gegenüber der Hochschule liegt«, fuhr Thorne fort. »Da dort keiner lebt, ist das jetzt Ihr Haus. Den Schlüssel finden Sie im Briefkasten.«

»Vielen Dank«, murmelte Ellery. Er stellte im Geist eine angenehme Gleichung auf: Haus plus Hochschule gleich Cynthia.

»Und lassen Sie die Finger von Cynthia, mein Sohn«, sagte Thorne. »Wie ich Ihnen schon sagte, gibt das nur Ärger. Sie ist Lehrerin an der Hochschule, müssen Sie wissen.«

»Ich weiß«, nickte Ellery. »Ich werde mich wappnen.«

»Tsss, tsss«, zischte Thorne zweifelnd. »Das wär's,

Paul«, fuhr er dann fort. »Ich möchte, daß Sie wissen, daß Sie jederzeit bei mir herzlich willkommen sind. Und vergessen Sie eins nicht, mein Sohn: Sie sind hier kein Gefangener. Wenn Sie wollen, können Sie sich hier wie zu Hause fühlen – wenn nicht, können Sie jederzeit weiterziehen. Wir sind sehr stolz auf Jefferson Springs – wir sind aber auch stolz auf das, was wir hier geleistet haben. Und vergessen Sie nicht, mein Sohn, daß der Anfang für uns hier wesentlich schwieriger war, als er für Sie je sein kann.«

Ellery versuchte, Jefferson Springs mit den Augen der Kolonisten zu sehen. Eine fremde Stadt in einer fremden Welt, ein kleiner Fleck, der aus einer bedrohlichen Wildnis herausgerissen war, ein kleines Fleckchen Erde, auf das sie ihr Leben, ihre Liebe und ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Ein abenteuerliches Unternehmen in einer anderen Welt. Es war genauso, als wenn Bewohner der Erde zu den Sternen reisten ...

»Vielen Dank, Mel«, sagte Ellery.

»Nichts zu danken, mein Sohn.«

Ellery ging durch das Wohnzimmer zurück und trat aus der Haustür. Von Cynthia war nichts zu sehen.

Er fuhr wieder den schmutzigen Feldweg entlang. Die Sonne hatte den blauen Himmel in leuchtendes Gold getaucht. Die Hitze war mit dem Geruch vom Fluß und dem Duft von Zypressen erfüllt.

Ellery holte tief Luft und versuchte, nicht zu denken.

Der erste Tag bei einer Wochenzeitung war für jeden Neuling etwas Ungewöhnliches.

Die Redaktion des *Watchguard* befand sich in einem langen, schmalen, unendlich trostlosen Schuppen gegenüber der Stadthalle. Es wirkte alles so alt und verstaubt, daß sich Ellery nicht gewundert hätte, verummte Schreiberlinge mit Gänsekielen vorzufinden.

Statt dessen verrichtete Abner Jeremiah Stubbs die Arbeit.

Mr. Stubbs war groß, krumm und dürr. Er wirkte einfach grotesk. Seine Haare waren absolut farblos. Die Farbe seiner Augen ließ sich nicht bestimmen, weil sie von einem verschossenen hellgrünen Augenschirm fast völlig bedeckt waren. Er trug schwarze Hosen und eine schillernde Weste. Das unförmige Jackett hing an einem Haken an der Tür. Auf Mr Stubbs' Brust baumelte eine große goldene Uhr, und Ellery wußte, auch ohne hinzuschauen, daß sie auf die Minute genau ging.

Wenn Abner überhaupt sprach, dann sprach er mit einer Grabesstimme. Alles, was er sagte, klang wie: »Alles ist vergänglich – unwiderruflich vergänglich ...«

Zu Ellery sagte er: »Die Schreibmaschine ist im Ne-

benzimmer. Das Telefon auch. Auf dem Block stehen ein paar Themenvorschläge. Verstehen Sie etwas von der Aufmachung?»

»Nur soweit es sich um das Gesicht eines Mädchens handelt«, mußte Ellery zugeben.

Mr. Stubbs nickte müde. Jeder Tag brachte eine neue Bürde. »Sie werden es lernen«, sagte er.

Ellery nickte.

Da sich Mr. Stubbs in seinen Drehstuhl zurücklehnte und die kahle Wand anstarrte, hielt Ellery die Unterredung für beendet.

Er ging in sein sogenanntes Büro und riskierte den Zorn der Götter, indem er ein uraltes Fenster aufstieß, das seit der Sintflut bestimmt nicht mehr geöffnet worden war.

Die Luft war stickig und heiß. Vor dem Fenster stand eine vertrocknete Eiche.

Ellery setzte sich an einen kleinen, wackligen Schreibtisch und betrachtete sinnend eine Schreibmaschine, die bestimmt älter war als er.

Er hatte diese Zeitung natürlich schon intensiv unter die Lupe genommen. Und das nicht erst, seit er in Jefferson Springs war. Schon Monate vorher hatte er die Artikel gelesen und abgelegt. Er kannte die Leitartikel, die Mr. Stubbs zu schreiben pflegte. Es waren handgestrickte Berichte über das Leben und Treiben in Jefferson Springs und Umgebung.

Ellery kannte die Zeitung. Obwohl er sich nie als Autor hervorgetan hatte, war er überzeugt, daß er den richtigen Stil finden würde. Der vollständige Titel der Zeitung lautete: *The Jefferson Springs Watchguard*; mit dem Untertitel: *Unser Kampf für das Recht ist so unbegrenzt wie die Ebene*.

Das war kein umwerfender Untertitel, aber Ellery hatte schon schlechtere gehört.

Nachdem er eine halbe Stunde lang den vollgekritzelten Block studiert hatte, legte er die erste Seite in die Maschine ein. Drei Stunden lang hämmerten seine ungeübten Finger auf der altersschwachen Maschine. Dann hatte er vier Geschichten beisammen, deren sich kein Lokalreporter hätte zu schämen brauchen. In aller Unbekümmertheit ließ er sich vier Titel einfallen, die für den *Watchguard* gerade das richtige waren.

MEHLTAU IST EIN TYPISCHES SOMMERPROBLEM!

DAS BEFINDEN DES KLEINEN JODY DAVIS NACH DEM

HUFTRITT INS GESICHT HAT SICH GEBESSERT!

EIN CAMPING-FREUND SCHREIBT NACH HAUSE

EIN BESUCH IM LION'S CLUB LOHNT SICH.

Damit war seine Tagesarbeit beendet.

Danach blätterte Ellery die letzte Ausgabe der Zeitung durch, in der Hoffnung, irgend etwas zu finden, was für ihn nützlich sein könnte. Aber er wurde – wie immer – enttäuscht. Obwohl Jefferson Springs eine Siedlung aus dem All war, war der Ort so normal, wie er nur irgend sein konnte. Nichts passierte. Den Kolonisten war wirklich nichts weiter vorzuwerfen, als daß sie in Jefferson Springs *lebten*. Und sie schienen zufrieden zu sein, ihrer Arbeit nachzugehen und sich ansonsten um nichts zu kümmern. Sie waren nichts weiter als die Einwohner einer Kleinstadt in Texas.

Und das wollte Ellery nicht in den Sinn.

Sie waren doch Menschen, und – so glaubte Ellery zu wissen – sie dachten und empfanden auch menschlich. Wie konnten sich diese Menschen mindestens siebzig Prozent des Tages damit abfinden, ein Leben zu führen, das nicht ihren Gewohnheiten entsprach?

Um klarer zu sehen, konstruierte Ellery ein Beispiel. Angenommen, es handelte sich nicht auf der einen Seite um Erdenbürger und auf der anderen Seite um hochentwickelte Wesen des Milchstraßensystems. Angenommen, es handelte sich um Bürger der Vereinigten Staaten und um einen Indianerstamm, sagen wir die Natchez, die früher auf der anderen Seite des

Mississippi gelebt hatten. Die Amerikaner waren kultiviert, die Indianer lebten in Lehmhütten. Angenommen, die Amerikaner hätten eines Tages beschlossen, sich bei den Natchez anzusiedeln, ohne daß die Indianer davon etwas hätten merken sollen. Die Amerikaner hätten zuerst das Land genau untersucht und sich dann darangemacht, die Leute, die für die Kolonie in Frage kamen, umzuschulen. So weit, so gut. Aber wie lange würden die umgeschulten Amerikaner wie Indianer leben wollen? Wie lange wären sie bereit, auf den Komfort und die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu verzichten? Für ein paar Wochen war das kein Problem. Aber für *immer*?

Ellery konnte in diesem Fall nur eine Möglichkeit sehen: Wenn die Bürger der Vereinigten Staaten als Kinder zu den Indianern kämen und wie Indianer aufgezogen würden, dann würden sie die Lebensbedingungen der Indianer völlig akzeptieren und zufrieden sein, denn sie wären dann im Endeffekt nichts anderes als Indianer. Aber dann wären sie keine Amerikaner mehr!

Das war eine Möglichkeit. Unglücklicherweise bedienten sich die Bewohner der Sterne dieser Möglichkeit nicht.

Aber das würde auch gar nicht gehen. Ihr Problem war weitaus schwieriger. Die Bewohner des Milchstraßensystems mußten zwar auf eine primitive Ko-

lonie gedrillt werden, gleichzeitig aber weiterhin der galaktischen Zivilisation angehören. Es war unmöglich, sie einfach als Kinder nach Jefferson Springs zu schicken. Was sollten Kinder in Jefferson Springs anfangen? Unter den Kolonisten gab es schon genug Altersunterschiede. Die Erwachsenen und auch die jungen Menschen hatten ihre Ausbildung bereits hinter sich. Die Kinder, die in Jefferson Springs geboren wurden, erhielten irgendwann, irgendwo ihre vollständige Ausbildung.

Würde man Ellery auch zur ›vollständigen Ausbildung‹ schicken?

Die Frage blieb: Wie konnten sie beides auf einen Nenner bringen?

Wie konnten sie auf der einen Seite ein Leben in Jefferson Springs *genießen* – und das taten sie offensichtlich – und gleichzeitig einer Zivilisation angehören, die der der Erde um Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, voraus war?

Ellery wußte darauf keine Antwort.

Er las die Zeitung sehr sorgfältig. Die Klatschspalte: *Mr. und Mrs. Joe Walker verbrachten das letzte Wochenende im Garner State Parkhotel.* Die Anzeigen: *Warum quälen Sie sich ab? Die Merchant-Agentur nimmt Ihnen Ihre Schreibarbeiten ab.* Er las die Zeitung von Anfang bis Ende. Erst auf der Rückseite stolperte er über eine kleine Anzeige, die an sich völlig harmlos klang.

*Thorne-Ranch*  
*Session*  
*25. August*                      *18 Uhr*

Das war alles.

Der fünfundzwanzigste August war übermorgen.

Obwohl Ellery nicht die leiseste Ahnung hatte, worum es sich handeln könnte, wußte er, daß er hingehen würde.

Er verließ sein Büro und übergab Mr. Stubbs, der immer noch in seinem Drehstuhl saß und die Wand anstarrte, seine vier Berichte. Stubbs schaute auf seine goldene Uhr, schüttelte traurig den Kopf und sagte nichts.

Ellery beschloß, diese Geste als Anerkennung und Verabschiedung zu betrachten, und ging.

Er fuhr heim. Zu seinem neuen, weißen Haus, das gegenüber der Hochschule lag. Dieses Haus, das den Sommer über leerstand – Ellery hatte nicht gefragt, warum –, kühlte gegen Abend ein wenig aus. Es war trotzdem immer noch reichlich warm. Vom Norden her schien so etwas wie eine leichte Brise zu kommen.

Das Haus war einfach und geschmacklos und dennoch irgendwie gemütlich. Es bestand aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer, einem Bad und ein paar Einbauschränken. Der Architekt, der es gebaut hatte, hatte sich offensichtlich nicht viel Gedan-

ken gemacht. Im Wohnzimmer hing ein Ölgemälde, das recht passabel war, wenn man den schreienden Blumenstrauß zur Wand drehte.

Ellery machte sich ein Hacksteak – weil ihm seine eigene Kochkunst immer noch lieber war als das, was er im Jefferson Springs Café serviert bekam – und öffnete eine Flasche Bier. Dann bewaffnete er sich mit einem Notizblock und einem Bleistift und setzte sich an den Küchentisch.

Er fragte sich, welche Kontakte, welche Probleme für ihn als Anthropologen wichtig wären. Er hatte keine Lust, sich überfahren zu lassen und hinterher Fragen zu stellen. Er wollte versuchen, sich zu wappnen und seine Fragen parat zu haben.

Als es an der Tür klopfte, war er zwar mit seinem Hacksteak zur Hälfte fertig, aber mit seinen Gedanken nicht einen Schritt vorwärtskommen. Er stopfte den Notizblock in die Schublade des Küchentisches und öffnete die Tür.

Vor ihm stand Cynthia. Er mußte wieder an die Gleichung denken: Haus plus Hochschule gleich Cynthia.

»Sind Sie beschäftigt?« fragte Cynthia lächelnd.

»Nicht *zu* beschäftigt«, versicherte Ellery ihr. »Wollen Sie nicht hereinkommen? Ich bin gerade dabei, meinen Kaviar aufzuessen.«

Nachdem sie eingetreten war, schloß Ellery die

Tür. Das Mädchen trug einen dunkelgrünen Rock und eine weiße Seidenbluse. Die Haare hingen ihr bis auf die Schulter. Sie war schlank und braun und sah gut aus.

Sehr gut.

»Nachdem Sie jetzt Reporter sind«, sagte sie, »dachte ich, daß ich Ihnen eine Geschichte bringen könnte.«

»Das ist fein«, erwiderte Ellery. »Bringen Sie sie in die Küche, und Sie werden mit einem Bier belohnt.«

Sie folgte ihm in die Küche, setzte sich an den Tisch und betrachtete naserümpfend das Hacksteak. Sie ließ sich zwar das Bier widerspruchslos einschenken, aber sie war offensichtlich nicht der Typ, der Bier mochte.

»Tut mir leid, daß ich nichts Besseres habe«, murmelte Ellery. »Aber ich bin gerade eingezogen und habe den Keller noch nicht gefüllt. Um ehrlich zu sein, habe ich gar keinen Keller.«

Sie lachte amüsiert.

»Essen Sie jeden Abend Buletten?« fragte sie.

»Aber nein«, sagte Ellery. »Damit meine Diät nicht zu langweilig wird, brate ich mir hin und wieder ein paar Eier.«

»Armer Mann«, sagte Cynthia. »Sie brauchen eine Köchin. Wären Sie mit mir einverstanden?«

So war es. Kein Zieren, kein auf den Busch klopfen,

kein Flirten. Cynthia war nicht schüchtern. Sie redete nicht lange drum herum. Ellery war überzeugt, daß er mit Cynthia gut auskommen würde.

»Meine Dame«, sagte er, »ich wäre mit Ihnen einverstanden. Ich würde nicht einmal nach Referenzen fragen.«

»Das ist gut«, sagte sie, »denn ich habe keine.«

Ellery trank sein Bier aus und öffnete eine neue Flasche. »Und wann können Sie bei mir anfangen, Miß?« fragte er.

Cynthia lächelte. »Sagen wir morgen abend«, schlug sie vor. »Ich werde ein paar Lebensmittel einkaufen und sehen, ob ich Sie damit beeindrucken kann.«

»Sie werden mich bestimmt beeindrucken – mit oder ohne Lebensmittel«, versicherte ihr Ellery.

»Gut«, nickte Cynthia. Sie schlug langsam die Beine übereinander. »Wir wollen aber nicht die Geschichte vergessen, Paul.«

Ellery, der das gerade getan hatte, nickte. Er ging ins Wohnzimmer und holte einen neuen Notizblock. »Also los«, sagte er, nachdem er sich wieder hingesetzt hatte. »Ich werde dann gleich Stubbs anrufen, daß er die Rotationsmaschine anhält.«

»So sehr eilt es nicht«, erklärte Cynthia. »Es handelt sich um die Schule. Die Sommerferien sind bald vorbei. Wir fangen am dritten September wieder an. Alle

Studenten, die neu zu uns kommen, müssen eine Geburtsurkunde und einen Impfschein vorlegen.«

Ellery starrte sie an. Es war kein Scherz. Also machte er sich eine kurze Notiz. Sie war schließlich Lehrerin. Volkswirtschaft. Und sie wollte für ihn kochen!

Punkt.

»Ist das alles?« fragte er.

»Ja, das ist alles«, meinte sie lächelnd. »Ich dachte, daß ich Ihnen damit eine kleine Arbeit ersparen könnte.«

»Nun ja. Vielen Dank.«

Ellery nahm ein paar kräftige Schlucke Bier zu sich. Immer, wenn man sich einbildete, diese Leute zu kennen und zu durchschauen, dann zogen sie ein neues Kaninchen aus dem Zylinder.

Doch was machte es? Cynthia konnte nützlich sein. Außerdem mochte er Kaninchen.

»Cynthia, ich möchte Sie gern etwas fragen.«

»Ja?« lächelte sie.

»Sehen Sie ...« begann er und stockte. Dann bemühte er sich energisch, Herr über seine Verwirrung zu werden. »Wie Sie wissen, befinde ich mich hier in einer höchst ungewöhnlichen Situation. Sie sind das erste Wesen, das sich mir gegenüber – hmmm ...«

»... menschlich verhält, wollen Sie sagen ...«, half Cynthia.

»Nein, freundschaftlich verhält«, korrigierte Ellery.

»In Ihrer Nähe habe ich nicht das Gefühl, ein primitives Monstrum zu sein.«

Cynthia lachte. »Was wollen Sie wissen, Paul?«

Paul Ellery wußte, daß nur ein dummer Mensch den Versuch unternehmen würde, Cynthia zu überumpeln. Trotzdem versuchte er es: »Ich habe in der letzten Ausgabe der Zeitung eine Notiz gelesen«, sagte er. »Es ging um irgendein Treffen auf der Thorne-Ranch, das übermorgen stattfindet. Nachdem ich Sie draußen auf der Ranch gesehen habe, frage ich mich ...«

»... was das alles zu bedeuten hat«, beendete Cynthia den Satz. Sie glättete ihr Haar.

»Vergessen Sie nicht, daß ich in Ihrer Mannschaft spiele«, sagte Ellery eindringlich. »Da muß ich die Spielregeln kennen.«

Cynthia schob die Unterlippe vor. »Was soll ich sagen, Paul«, murmelte sie. »Ich würde es Ihnen erzählen, aber ich weiß nicht, ob das erlaubt ist. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich werde herausfinden, wie es damit aussieht. Und wenn ich für Sie ein ›okay‹ bekomme, dann weiß ich etwas Besseres als lange Erklärungen. Dann würde ich Sie mitnehmen, und Sie können sich selbst ein Bild machen.«

»Das ist ein faires Angebot, Cynthia. Vielen Dank.«

Sie trank ihr Bier aus und stand auf. »Wir werden sehen«, murmelte sie. »Vielen Dank für das Bier. Ich muß jetzt gehen.«

»So schnell?«

»So schnell.« Als sie auf die Tür zuing, raschelte ihr grüner Rock.

Ellery holte sie an der Tür ein. Er legte seine Hand auf ihren kühlen Arm und atmete den Duft ihres Haares ein.

»Cynthia ...«

»Gute Nacht, Paul«, sagte sie sanft, aber bestimmt.

»Bis morgen abend.«

Und dann war sie im Schatten der Nacht untergetaucht.

Am nächsten Morgen stand Paul Ellery früh auf.

Es war immer noch kühl von der Nacht, aber die Sonne stand schon am Himmel und kletterte allmählich höher, um in Kürze die Erde mit ihrer Hitze zu bombardieren.

Als sich Ellery auf den Weg zur Redaktion machte, glaubte er jedoch, ein paar winzige graue Wolken am Horizont zu entdecken. Sie brauchten nicht unbedingt etwas zu bedeuten, aber es bestand die leise Hoffnung, daß sie das Ende der Hitzewelle einleiteten. Der August war der heißeste Monat in Texas. Im September setzte gewöhnlich der Regen ein. Die Zeit war schon lange überzogen.

Da der verknöcherte Mr. Stubbs noch nicht da war, ging Ellery gleich in sein Büro und schrieb die Meldung über den Schulanfang.

Als er damit fertig war und Mr. Stubbs kommen hörte, ging er hinüber und legte ihm die Meldung auf den Schreibtisch.

A. Jeremiah Stubbs schaute ihn an, als wäre er, Ellery, ein verirrter Goldfisch in seinem Wasserglas, und sagte nichts. Er zog sich statt dessen sehr bedächtig sein Jackett aus und hängte es an den Haken an seiner Tür. Dann krempelte er seine Hemdsärmel hoch und ent-

blößte dabei zwei weiße, knochige Arme. Nachdem er sich noch seinen grünen Augenschirm auf die Stirn geklemmt hatte, schien für ihn die Tagesarbeit beendet zu sein, denn er ließ sich in seinen Drehstuhl fallen und starrte wieder einmal die kahle Wand an.

»Wenn nichts Dringendes vorliegt«, sagte Ellery, »dann gehe ich und versuche, unterwegs ein paar Neuigkeiten zu erfahren.«

Mr. Stubbs zwinkerte mit den Augen und starrte ihn verwundert an. »Sagten Sie Neuigkeiten?« Er stotterte fast.

Ellery nickte.

Mr. Stubbs zog die Mundwinkel nach unten. Das ungewohnte Lächeln renkte ihm fast den Unterkiefer aus. »Es gibt nur eine wahre Geschichte in dieser Stadt, mein Sohn«, sagte er, »und die können wir nicht bringen.«

Ellery wartete respektvoll, aber das war alles. Mr. Stubbs unterhielt sich meist schweigend, und es blieb seinem Zuhörer überlassen, den Sinn seiner wortlosen Rede zu erfassen. Da Ellery nicht die leiseste Ahnung hatte, was Mr. Stubbs dachte, beschloß er, dessen Schweigen als Zustimmung zu betrachten, und verließ das Haus. Außerdem hatte Ellery inzwischen festgestellt, daß es in der Redaktion des *Jefferson Springs Watchguard* wirklich wenig zu tun gab.

Mr. Stubbs arbeitete sich gewiß nicht zu Tode.

Aber warum sollte es in einer interplanetarischen Zivilisation nicht auch langweilige Posten geben? Irgend jemand mußte eine Zeitung herausbringen. Irgend jemand mußte eine Tankstelle bedienen. Irgend jemand mußte Kinokarten verkaufen.

Ellery dachte gar nicht daran, auf Reporterjagd zu gehen. Er fuhr nach Hause. Er hatte seine eigenen Sorgen.

Auf dem Heimweg betrachtete er hoffnungsvoll die grauen Wolken, die sich inzwischen am Horizont zusammengeballt hatten. Vielleicht, vielleicht würde es regnen.

Zu Hause angekommen, setzte er sich an den Küchentisch und trank Kaffee. Er starrte finster vor sich hin. Alles ging so schnell, daß er kaum mitkam. Und ihm mißfiel der Gedanke, von einem Strudel mitgerissen zu werden. Er wollte das Steuer nicht ganz aus der Hand verlieren.

Wie immer gingen seine Gedanken im Kreise. Ohne Anfang, ohne Ende. Doch eins wurde ihm mehr und mehr klar: Er, der Anthropologe, der primitive Eingeborene, der seine Nase in fremde Dinge gesteckt hatte, mußte die richtigen Fragen finden, um die richtigen Antworten zu bekommen. Würde er den Sprung schaffen? Sozusagen von Pfeil und Bogen zur Atombombe, von der Höhle zum Wolkenkratzer? Er seufzte innerlich.

Als er irgendwann auf die Uhr blickte, zuckte er zusammen. Er duschte geschwind und rasierte sich so schnell, daß er sich zweimal schnitt. Dann zog er sich rasch um. Braune Hose, ein weißes Hemd mit einer Krawatte, Sandalen und schreiend gelbe Socken.

Um Viertel nach sechs fuhr Cynthia vor.

Sie hob zwei große Tüten vom Vordersitz, trug sie ins Haus und stellte sie auf den Küchentisch. Eine Tüte klirrte, die andere nicht.

»Ich habe nicht angenommen, daß Sie eine Schürze haben«, sagte Cynthia, »deshalb hab' ich eine von mir mitgebracht.« Sie brachte aus ihrer Tasche eine Plastikschrürze zum Vorschein, die sie sich um die Hüften band. »Jetzt machen Sie, daß Sie hier 'rauskommen, ich kümmere mich um das Abendbrot.«

»Jawohl, Chef«, sagte Paul Ellery. Er ging ins Wohnzimmer, setzte sich und kam zu der Überzeugung, daß Cynthia in der Tat eins der Geheimnisse von Jefferson Springs war. Er hörte Cynthias Absätze in der Küche klappern und schaute auf die Uhr. Nach fünfzehn Minuten kam sie mit einem Glas in jeder Hand ins Wohnzimmer.

»Ich hoffe, Sie mögen Martinis«, sagte sie, als sie ihm ein Glas reichte.

»Ich bin entzückt«, meinte Ellery begeistert. Er schaute das Glas an. »Und zwei Oliven. Sie müssen meine Gedanken lesen können.«

»Nein«, sagte sie ernsthaft, »nur erraten.«

Als sie sich neben ihn auf die Couch setzte, fühlte er sein Herz wild schlagen. Er ließ es schlagen. Er war sich zwar über Cynthia durchaus nicht im klaren, aber er war sehr zufrieden, daß es so lief, wie es lief.

Cynthia hatte ein schwarzes, einfaches Kleid an, das ihre Formen gut zur Geltung brachte. Und Cynthia schien das sehr wohl zu wissen. Ihre blonden Haare wurden von einem grünen Band zusammengehalten.

Ellery schlürfte seinen Martini, der außergewöhnlich trocken und stark war. »Was haben Sie betreffs morgen abend herausbekommen?« fragte er. »Bin ich eingeladen?«

Cynthia tätschelte seine Knie. »Keineswegs, Paul«, erwiderte sie. »Ich habe mit John gesprochen. Er ist damit einverstanden, daß Sie kommen.«

»Sie kennen John?«

»Aber natürlich. Möchten Sie noch einen?«

Ellery nickte.

Sie verschwand in der Küche und kam kurz darauf mit zwei neuen Martinis zurück. Diesmal waren in seinem Glas drei Oliven.

»So ist das Leben«, meinte Paul Ellery ernsthaft. »Ich bin bekehrt. In welche Liste soll ich mich eintragen?«

»Ich bin nicht hier, um Ihnen irgend etwas zu ver-

kaufen, Paul«, sagte Cynthia mit einer Direktheit, die ihn aus der Fassung brachte. »Ich bin aus freien Stücken gekommen. Warten Sie bis morgen abend, und bilden Sie sich dann Ihre eigene Meinung über uns.«

»Was passiert morgen da draußen? Wird eine schwarze Messe abgehalten?«

Sie lachte. Der Martini hatte ihre Wangen gerötet. »Nicht direkt«, sagte sie. Sie hatte hübsche weiße Zähne. »Es ist mehr eine Session – nun ja, eine Art Zeremonie. Und auch wieder nicht. Man kann es weder als Ritual noch als politisches Treffen bezeichnen. Es – es führt uns zusammen. Alle. Von allen Welten. Verstehen Sie das, Paul?«

»Nicht ganz«, gab Ellery zu. »Aber bleiben wir doch bei der Bezeichnung Ritual. Das klingt ganz gut.«

»Um ehrlich zu sein«, sagte Cynthia und trank ihren Martini aus, »finde ich die ganze Sache etwas abgedroschen.«

*Da war es wieder. Der falsche Akkord. Die Diskrepanz. Wenn diese Leute entweder Fremde oder menschliche Wesen gewesen wären, wäre es nicht so schlimm. Da sie aber vorgaben, beides zu sein ...*

»Ich kann Ihnen jedoch versichern«, fuhr Cynthia fort, »daß es Ihnen nicht sentimental und abgedroschen vorkommen wird. Beim erstenmal ist es – unbehaglich.«

»Wenn Sie mich bei der Hand halten, werde ich mich nicht fürchten«, sagte Ellery.

»Wir werden sehen«, meinte Cynthia. »Und jetzt werden wir essen.«

Sie verschwand wieder in der Küche. Nach fünf Minuten rief sie ihn. Das Essen stand auf dem Tisch. Steaks mit Pilzen. Kartoffelpüree mit selbstgemachter Bratensoße. Ein knuspriger grüner Salat. Dazu Eiswasser und wieder ein Martini.

Ellery fiel über das Essen her. »Wahrhaftig, Sie *können* kochen«, sagte er.

»Ich habe meine Talente«, sagte Cynthia und schaute ihn direkt an, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Nach dem Essen, als das Geschirr abgewaschen war und sich Ellery einen weiteren Martini genehmigt hatte, fühlte er sich großartig.

»Und jetzt werden wir uns ein wenig abkühlen«, meinte Cynthia. »Wie wäre es mit einem Spaziergang?«

»Spaziergang?«

»Spaziergang.«

Sie gingen spazieren.

Der Himmel war dunkel, und die Nacht war still. Sie gingen Arm in Arm durch die Straßen. Wie es schon Tausende von Liebespaaren vor ihnen getan hatten.

*Wie zwei normale Menschen in einer normalen Stadt.  
Wer konnte daran zweifeln?*

Cynthias Arm fühlte sich weich und warm an. Sie gingen am Eishaus vorbei und überquerten die Schienen. Ellery atmete den Duft der Orangenbäume ein. Dann bogen sie nach rechts ab und näherten sich dem mexikanischen Teil der Stadt. Irgendwann hörte die Asphaltierung auf, und der Weg wurde holprig und schmutzig. Dafür gab es hier mehr Licht, mehr Leben, mehr Lachen. In der Ferne war eine Gitarre zu hören. Die Melodie war heiter und dabei doch ein wenig traurig.

Sie kamen an einigen mexikanischen Pärchen vorbei, die die Straße entlangschlenderten. Spanische Wortfetzen drangen zu ihnen. Die Mexikaner nickten freundlich, aber reserviert. Sie waren besser gekleidet als die Texaner. Die Männer trugen Sportanzüge und Krawatten, die Frauen Kleider mit weiten, wippenden Röcken. Ellery gefiel es hier. Ihm hatte Mexiko schon immer gefallen.

In der Ferne war ein dumpfes Grollen zu hören. Die Nacht hielt den Atem an und wartete.

»Gehören diese Leute – auch dazu?« fragte Ellery ruhig.

Als Cynthia lachte, klang ihre Stimme ein wenig heiser. »Ja, Paul. Sie gehören auch dazu. Alle.«

»Und – und fühlen sie sich hier glücklich? Ich mei-

ne – weil die meisten Mexikaner in Texas nicht gerade ein komfortables Leben führen. Und ich kann mir vorstellen, daß die Menschen Ihrer Zivilisation ...«

Sie preßte seinen Arm. »Sie können uns immer noch nicht verstehen, nicht wahr? Es gibt die verschiedensten Menschentypen im Universum, Paul. Auf dem einen Planeten ist es eine Gruppe, die die Oberhand hat, auf dem anderen ist es eine andere. Deswegen kommt sich aber niemand besser oder schlechter vor. Diese Leute wissen, daß sie genauso gut sind wie wir. Und sie wissen, daß wir es wissen. Es ist nicht wichtig, wo jemand lebt, sondern was die anderen von ihm denken. Wir gehen dorthin, wo wir hin können und leben dort, wie wir leben müssen.«

»Vielen Dank für den anthropologischen Vortrag.«

»Nichts zu danken, mein Lieber.«

Die Nacht hielt wirklich den Atem an. Kein Lüftchen regte sich. Dann krachte der Donner in das absolute Schweigen. Jetzt konnte kein Zweifel mehr bestehen. Ein kaum wahrnehmbarer kühler Lufthauch versuchte sich seinen Weg durch die Straße zu bahnen.

»Wir gehen besser zurück«, schlug Ellery vor.

»Ja. Kommen Sie.«

Sie gingen den Weg zurück und kamen auf die asphaltierte Straße. Sie überquerten die Schienen und eilten am Eishaus, das wie ein Ungeheuer aus Zement

in der Dunkelheit aussah, vorbei. Grelle Blitze zuckten über den Himmel. Der Donner im Norden war ein pausenloses Grollen.

Sie gingen schneller.

Der kühle Lufthauch schwoll zu einem feuchten Wind an, der durch die Straßen fauchte. Es roch nach Regen.

Nachdem Ellery das Verdeck von Cynthias Nash geschlossen hatte, rannten sie zur Veranda.

Sie schafften es gerade.

Ein greller Blitz zuckte auf, dem sofort ein gewaltiger Donner folgte, der den Himmel auseinanderzureißen schien. Dann kam eine kurze Pause.

Und dann der Regen.

Zuerst waren es dicke Tropfen, dann Bäche, dann Ströme, die auf die ausgetrocknete Erde herniederprasselten. Die Straße glänzte, und im Rinnstein sprudelte es.

Ellery hielt den Atem an und umklammerte Cynthias Arm. Blitze und Donner folgten dicht aufeinander. Ein Sturmwind mit peitschendem Regen fegte durch die Straßen Jefferson Springs.

Sie gingen ins Haus und schlossen die Tür hinter sich. Die Luft war kühl und frisch. Ellery schaltete das Licht an.

Als Cynthia ihn jetzt anlächelte, fühlte er, wie das Blut in seinen Adern rauschte.

Langsam, ganz langsam zog sie das grüne Band aus ihren Haaren. Als sie dann den Kopf leicht schüttelte, fielen ihr die Haare bis auf die Schultern.

Dann kam sie auf ihn zu und löste seine Krawatte. Ihre Hände waren kühl und sicher.

»Worauf wartest du noch, Paul?« flüsterte sie.

Am nächsten Morgen regnete es immer noch. Aber es war jetzt ein sanfter Regen, der gleichmäßig gegen die Fensterscheiben und auf das Dach plätscherte. Nur in der Ferne donnerte es noch schwach.

Als Ellery die Augen öffnete, war Cynthia schon aufgestanden und angezogen und hantierte in der Küche. Ellery blieb noch ein paar Minuten regungslos liegen und sog den Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee und gebratenem Schinken ein. Dann erst stieg er aus dem Bett und zog seinen Morgenmantel an.

Er fühlte sich wohl. Er fühlte sich so wohl wie seit langem nicht. Er sagte sich, daß er zufrieden und wahrscheinlich auch glücklich war.

Dennoch war er nicht absolut sicher, ob ihm alles in der letzten Nacht, an das er sich erinnerte, gefallen hatte.

*Was hast du denn erwartet, alter Knabe, fragte er sich, ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht?*

Nachdem er sich mit der Hand ein paarmal durch die Haare gefahren war, ging er in die Küche hinüber. Cynthia stand mit dem Rücken zu ihm und briet Eier. Ihre blonden Haare waren wieder mit dem grünen Band zusammengehalten. Sie sah kühl, schön und beherrscht aus. Als er sie aufs Ohr küßte, lächelte sie.

»Ich werde dich ab sofort Cyn nennen«, sagte Ellery. »Das klingt so ähnlich wie Sünde.«

»Ich fühle mich geschmeichelt, Paul. Zwei oder drei Eier?«

»Drei wären besser«, meinte Ellery gut gelaunt, obwohl er merkte, daß Cynthia offensichtlich nicht so gut gelaunt war.

Das Frühstück verlief ziemlich schweigsam.

Als Ellery bei der zweiten Tasse Kaffee angelangt war, fragte er:

»Wird sich durch den Regen heute abend etwas ändern?«

»Das glaube ich nicht, Paul. Es sei denn, es regnet viel stärker als im Augenblick. Weißt du, das Treffen ist zu wichtig, als daß man es einfach abblasen könnte. Sie wollen Abgeordnete wählen.«

»Abgeordnete?«

»Du wirst sehen. Du darfst nicht so ungeduldig sein, mein Lieber.«

»Okay. Man sagt immer, daß alles auf denjenigen zukommt, der wartet.«

»Gut«, sagte Cynthia. »Du wartest heute abend auf mich, und wir werden sehen, ob sich dein Sprichwort bewahrheitet.«

»Du kannst nicht hierbleiben?«

»Leider nicht. Du weißt, daß ich gern bleiben würde. Aber ich habe einiges vor heute abend zu erledigen.«

gen. Kannst du das Geschirr abwaschen und das Bett machen? Ich komme dann so gegen acht Uhr.«

»Gut, gut«, nickte Ellery.

Cynthia stand auf, glättete ihren Rock, griff nach ihrer Handtasche und schaute auf die Uhr.

»Cyn?«

»Ja?«

»Stimmt irgend etwas nicht? Du bist so – so verändert.«

Cynthia stellte ihre Handtasche auf den Tisch. Sie ging auf Ellery zu und legte ihre Arme um seinen Hals. Sie küßte ihn hart und gekonnt. Ihr Körper war so kühl wie Seide. Als sie sich von ihm frei machte, lächelte sie.

»Bis um acht, mein Lieber. Vergiß mich nicht.«

Ellerys Lachen klang heiser.

Dann ging sie. Ellery stand in der Tür und schaute ihr nach.

Der blaue Nash bog bei der Schule nach links ab und verschwand im grauen Nebel.

Der Himmel blieb den ganzen Tag über trüb und verhangen. Es nieselte ununterbrochen, aber den richtigen Regen, der fällig war, hielten die Wolken noch zurück. Ellery fühlte sich wieder reichlich unbehaglich und steckte den Achtunddreißiger in seine Hosentasche. Er hoffte, daß er unter dem Regenmantel nicht auffallen würde.

Um Punkt acht Uhr kam Cynthia zurück. Er hatte gehofft, daß sie hereinkommen würde, aber da sie nur laut hupte, ging er hinaus. Die Straße glitzerte im Scheinwerferlicht.

»Alles in Ordnung?« fragte sie.

»Alles in Ordnung«, sagte er und wünschte, es wäre wahr.

Der Nash schnurrte durch den Nieselregen. Die Scheibenwischer surrten und schoben die Regentropfen beiseite. Cynthia sah so hübsch wie immer aus. Sie trug braune Hosen und einen grauen Pullover und hatte den Regenmantel über die Schultern geworfen. Aber sie schien so weit entfernt und in Gedanken versunken zu sein, daß Ellery keinen Versuch unternahm, eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

Es war kaum zu glauben, daß vor knapp sechzehn Stunden ...

Zum Teufel damit!

Ellery beobachtete, wie sich die gelben Scheinwerfer durch die feuchte Stadt tasteten. Dann waren sie auf der Landstraße. Die Räder zischten über den nassen Asphalt.

Ehe er sich's versah, hatten sie die Thorne-Ranch erreicht.

Sie stiegen aus. Es waren mindestens hundert Autos, die auf dem großen Hof parkten. Dennoch wirkte das Ranchhaus selbst wie ausgestorben. Nicht ein

einziges Licht war zu sehen. Sie hätten sich genauso gut auf einem Parkplatz zu einer Messe oder einem Fußballspiel befinden können.

Cynthia ließ die Gebäude der Ranch links liegen und ging mit raschen, zielstrebigem Schritten über ein nasses Feld. Ellery schlug den Mantelkragen hoch und folgte ihrem dunklen Schatten. Die Regengüsse der vergangenen Nacht waren für die ausgetrockneten Felder nur ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen. Deshalb war der Boden auch nur ein wenig feucht, aber nicht schlammig.

In der Ferne grollte der Donner, der mehr Regen versprach.

Sie arbeiteten sich bis zu der Stelle durch, an der der Fluß eine Biegung machte. Ellery entdeckte vor sich, hinter sich und neben sich andere Gestalten, die sich ihren Weg durch die Nacht bahnten.

Sie erreichten dann eine kleine Anhöhe, die die Bezeichnung Hügel nicht verdiente.

Zuerst war nichts.

Und dann war es da.

Eine große Fläche mit blaßblauen Lichtern, die man erst erkannte, als man dicht davor war. Blaßblaue Lichter, die glühend im Nebel hingen. Außerhalb dieser Fläche bildeten die Pappeln und Zypressen einen dunklen Wall. Innerhalb dieser Fläche befand sich die Bevölkerung von Jefferson Springs, Texas.

Alle waren da, oder würden bald dasein. Alle sechstausend – ohne Ausnahme. Ellery war zunächst erstaunt – erstaunt darüber, daß die Bevölkerung einer ganzen Stadt auf dieser Fläche Platz haben sollte. Aber dann fiel ihm ein, daß fünf- oder sechstausend Zuschauer bei einem Fußballspiel keine Seltenheit waren.

Um die Fläche schien so etwas wie eine Art Leinwand zu laufen, ein Wall einer unsichtbaren Kraft. Cynthia mußte Ellery bei der Hand nehmen, um ihn hindurchzuführen. Die Einwohner von Jefferson Springs standen schweigend da und warteten. Einige hatten Klappstühle mitgebracht. Die Haltung der Leute war grundverschieden. Ellery sah alte Frauen in Trauerkleidung, die andächtig und versunken waren. Er sah Kinder mit weitaufgerissenen Augen und Kinder, die offensichtlich nicht bei der Sache waren. Er sah nachdenkliche Männer, ungeduldige Männer und gelangweilte Männer. Ein korpulenter Herr mit einer Zigarre gab laut Anweisungen, auf die niemand hörte.

Ellery sah Mr. Stubbs, der düster vor sich hin starrte. Er schien einen Orkan zu erwarten und rechnete damit, weggeblasen zu werden.

Ellerys Erregung ließ ein wenig nach. Hier war nichts Beunruhigendes. Es war wie bei einem großen Treffen oder bei einem Volksfest oder bei einem Picknick.

Die Musik begann.

Sie war sanft, unaufdringlich und heimtückisch Ellery konnte nicht entdecken, woher sie kam. Sie schlug und hämmerte sanft, fast unhörbar. Man mußte sich anstrengen, sie zu hören, und man kam nicht wieder los davon. Sie war im Kopf und tastete sich durch das Gehirn.

Ellery dachte an die Sterne.

Er hörte jetzt Stimmen. Die Leute redeten. Aber sie sprachen nicht Englisch, sondern ihre eigene Sprache, die aus Lauten, Gesumm und Knacken bestand.

Ellery schauderte. Er wünschte, es wäre nicht ganz so dunkel gewesen. Er wünschte, daß es anfang zu regnen. Richtig zu regnen. Er hätte etwas darum gegeben, jetzt den Regen zu hören.

»Ich muß dich nun allein lassen«, hörte er Cynthia sagen. »Viel Spaß, mein Lieber.«

Dann war sie fort. Er hatte sich noch nie so einsam gefühlt. Die Musik begann wieder in ihm zu hämmern. Die blaßblauen Lichter schwammen vor seinen Augen. Der eiskalte Schweiß lief ihm die Arme hinunter. Er hatte Angst, sich zu bewegen.

Eine Hand berührte seinen Ellenbogen.

Er duckte sich automatisch. Er war unfähig zu denken. Seine Hand fuhr unwillkürlich zu seiner Waffe. Fast hätte er den Revolver gezogen. Da erkannte er, wer neben ihm stand.

Ein kleiner dicker Mann mit klugen, lachenden Augen.

John.

»Jagen Sie immer noch Ungeheuer, Paul?« flüsterte er.

»Nein. Verzeihung! Doch. Verdammt noch mal, bin ich froh, Sie zu sehen!«

»Nicht so laut, alter Knabe. Halten Sie die Augen offen. Ich werde versuchen, Sie einzuleiten in das, was vor sich geht. Abgemacht?«

»Abgemacht«, stimmte Ellery dankbar zu.

Ein Lastwagen rumpelte über das Feld auf die Fläche mit den blauen Lichtern zu. Er fuhr nur mit Standlicht. Nachdem er innerhalb der Fläche war, luden zwei Männer einen großen Metallkasten ab. Sie setzten ihn vorsichtig auf den Boden in der Mitte der Fläche. Soweit Ellery feststellen konnte, befanden sich an ihm keine Kabel, Zeiger, Knöpfe oder sonstige Hebel. Es war nichts weiter als ein Kasten.

Alle Lichter erloschen bis auf ein blaues Auge, das ihn anstarrte. Die Musik hämmerte jetzt nicht nur in seinem Kopf, sondern auch in seinen Adern.

»Nachrichten«, flüsterte John.

Der Kasten redete.

Er redete ungefähr fünfzehn Minuten lang. Obwohl die Stimme nicht sehr laut war, wirkte sie durchdringend. Ellery verstand zwar kein Wort von dem, was

gesprochen wurde, aber der Klang der Stimme hatte eine verteufelte Ähnlichkeit mit einem *normalen* Nachrichtensprecher in einem *normalen* Radio.

John flüsterte ihm zu: »Den Kolonisten wird mehr Aufmerksamkeit versprochen ... immer dasselbe Gewäsch ... einige wirtschaftliche Schwierigkeiten auf Kapella ... Fortschritte mit den Sequenzen; das werden Sie nicht verstehen ... eine Umstellung der Transformatoren ... Eingeweihte wollen wissen, daß sich auf dem Arcturus Korruptionen anbahnen ... eine planetenweite Konferenz ist für das hiesige Sonnensystem angesetzt ... die Kolonisten auf Spicus Sechs mußten sich zu Kompromissen bereit erklären ... der übliche Kram.«

*O ja, sicher, der übliche Kram.*

Der Kasten hörte auf zu reden.

Ein glattrasierter, korpulenter Mann trat in die Mitte der Fläche. Ellery erkannte ihn. Es war Samuel Cartwright, der Bürgermeister von Jefferson Springs. Er redete überzeugend auf die Menge ein. Obwohl er in der fremden Sprache redete merkte Ellery, daß er Schwierigkeiten mit seinem falschen Gebiß hatte. Er redete ungefähr zehn Minuten lang, wobei er hin und wieder eine Pause machte und sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Als er geendet hatte, hörte Ellery einiges Fingerschnippen, was er als Applaus deutete, und ein paar

sehr menschliche Pfiffe. Es setzte eine lebhaftere Diskussion ein, wobei einigen reichlich warm zu werden schien.

Offensichtlich ging es darum, einige Delegierte zu wählen.

»Delegierte für die große Konferenz«, bestätigte John flüsternd Ellerys Annahme. »Es geht dabei um unsere Kolonialpolitik auf der Erde. Hätten Sie nicht Lust, daran teilzunehmen?«

»Machen Sie keine Witze«, sagte Ellery.

»Aber keineswegs, Paul. Ich kann das einrichten. Ich habe hier einiges zu sagen, müssen Sie wissen. Außerdem wird es sowieso höchste Zeit, daß Sie Ihre Ausbildung bekommen. Ich werde Sie vormerken.«

Die Wahl war vorüber. Zwei Männer und eine Frau waren dazu bestimmt worden, Jefferson Springs zu vertreten.

Ellery wartete und fragte sich, was jetzt wohl kommen würde. Zunächst einmal – eine bange Minute lang – geschah nichts.

Die Leute verhielten sich jedoch sehr still. Ellery konnte die winzigen Regentropfen hören, die auf seinen Mantel fielen. Dann ging plötzlich das eine blaue Licht aus. Jetzt war es stockfinster. Die Musik, die er fast vergessen hatte, fing wieder an zu hämmern. Sie wurde lauter und lauter.

Und noch lauter.

Ellery fühlte, wie der Boden unter ihm zu schwan-  
ken begann, und er versuchte, sich zusammenzurei-  
ßen.

»Kämpfen Sie nicht dagegen an«, hörte er Johns  
Stimme wie aus nebelhafter Ferne.

Er schwebte auf einer grauen Wolke; auf einer  
warmen grauen Wolke. Er konnte die Wolke mit sei-  
nen Händen fühlen. Er konnte sie wie ein Handtuch  
zusammendrücken.

Er wurde getrieben, und er ließ sich treiben; verlo-  
ren und entrückt.

Er sah Farben, roch Düfte und hatte einen eigenar-  
tigen, aber nicht unangenehmen Geschmack auf der  
Zunge. Er torkelte wie eine Motte durch die Sommer-  
nacht.

Er sah sein Elternhaus in seltsam verzerrter Klar-  
heit. Er roch das Brathuhn in der Küche. Er sah seine  
alten Bücher auf dem Regal in dem Zimmer, in dem  
er aufgewachsen war. ›The Wind in the Willows‹,  
›Just-So Stories‹ und ›The Wizard of Oz‹. Er sah sein  
altes Modellflugzeug, das an der Decke hing. Er sah  
seine Mutter, wie sie jung war, und er sah seinen Va-  
ter, der in die Abendzeitung vertieft war.

Die Szene wechselte. Er spielte in der Mannschaft  
›Austin Maroons‹ Fußball. Er raste im Flutlicht über  
das grüne Feld. Die Menge grölte. Er schüttelte einen  
Angreifer ab, versetzte ihm einen Stoß mit der Hüfte

und schlug einen Haken nach rechts. Er blieb am Ball ...

Und wieder wechselte die Szene. Er hielt den Atem an. Ein blau-grün-brauner Planet hing am Himmel. Er wirkte wie ein Juwel auf einem schwarzen Samtkissen. Es war sein Planet. Dann flackerte es vor seinen Augen, und die Szene dehnte sich phantastisch aus. Sein Blickfeld wurde so groß, daß es außerhalb jeder Vorstellung lag. Trotzdem war das ganze Bild kristallklar. Es gab so viele Planeten und so viele Sonnen, daß es atemberaubend war. Und diese unzähligen Welten waren alle durch kaum sichtbare Fäden miteinander verbunden, die an einen Altweibersommer erinnerten ...

Und dann war noch etwas da. Ganz unten in einer dunklen Ecke. Es war etwas Unbestimmbares, Formloses.

Er wollte schreien. Vielleicht tat er es auch. Er drehte sich, torkelte und taumelte. Ihn erfüllte ein Schwindelgefühl. Um ihn herum war nichts als Nebel ...

Und dann war es vorbei. Er blinzelte und sah, daß John ihm auf die Beine half. Das blaue Licht ging wieder an. Der Regen kühlte seine Stirn.

»Alles in Ordnung?«

»Ich – ich glaube.«

»Es ist beim erstenmal immer etwas seltsam. Sie

haben auch nicht alles mitbekommen, alter Bursche. Für uns ist es kein Drama, sondern nichts weiter als eine Zusammenkunft, die uns alle vereinigt. Es ist klar, daß Sie nicht aktiv, sondern nur passiv dabei waren. Deshalb werden Sie auch erst dann das sehen, was die anderen sehen und erleben, wenn Sie in der Zentrale waren und Ihre vollständige Ausbildung hinter sich haben. Trotzdem ist es gut, daß Sie jetzt schon einen kleinen Begriff davon bekommen haben, worum es geht: die Verbindung der Kolonisten untereinander, die Vereinigung des zivilisierten Lebens – verbunden mit Heimweh. Es ist wirklich schwer zu beschreiben.«

Paul lauschte Johns klaren, sachlichen Worten, und er war unendlich dankbar, daß er ihn neben sich hatte. John war etwas Solides, Wirkliches, an das man sich halten konnte. Er war ein Mann, mit dem man wie mit einem Mann reden konnte, ohne Rücksicht auf Kultur, Zivilisation und Formalitäten nehmen zu müssen. Mit einem Wort, dachte Ellery, war John ein verdammt anständiger Bursche.

Eine alte Frau mit grauen Haaren und ernstem Gesicht stand jetzt im blaßblauen Licht und ließ einige monotone Silben über ihre Lippen kommen. Viele Zuschauer scharrten mit den Füßen.

»Ein Gedicht«, erklärte John. »Ein sehr schlechtes.«

Die alte Frau setzte sich wieder. Die blaßblauen

Lichter wurden fast unmerklich immer heller. Die Musik änderte die Tonart. Sie klang jetzt stolz und auch wieder ein bißchen traurig. Hin und wieder schwoll sie zu einem Tusch an. Sie kündete von alten Königen, herrlichen Tempeln und längst vergessener Tapferkeit.

»Es geht weiter«, flüsterte John. »Jetzt kommt die Landung der ersten Kolonisten hier.«

Die Musik trommelte und hämmerte wie verrückt, um dann allmählich abzuklingen.

Die blauen Lichter, die immer schwächer geworden waren, gewannen langsam und stetig an Leuchtkraft.

Die Leute sangen. Ihre Stimmen füllten das nächtliche Schweigen.

Ellery sah die Erde durch fremde Augen. Diese Erde war wunderbar, geheimnisvoll, erschreckend und bedrückend zugleich.

Er sah das Schiff, das am nächtlichen Himmel versteckt hing. Er sah die Metallkugel, die auf dem einsamen Feld landete, und die Handvoll Kolonisten, die auf ein wartendes Auto zugingen. Die Männer und Frauen befanden sich allein in einer fremden Welt. Sie mußten sich auf einem primitiven Planeten zurechtfinden und versuchen, sich ein lebenswertes Dasein zu schaffen.

Die Kolonisten stiegen in das Auto ein. Sie waren gut geschult und wußten, was sie zu tun, wie sie sich

zu bewegen hatten. Sie waren Teil einer bestens organisierten Kolonisation. Sie kannten jeden Schritt, den sie zu unternehmen hatten.

Und trotzdem fürchteten sie sich.

Es war eine neue Welt für sie, eine neue Heimat, eine Chance für ihre Kinder. Sie waren Pioniere in einem bewohnten Land.

Das Auto fuhr an. Vor ihnen lag die Stadt. Die Lichter waren klar und deutlich zu erkennen.

Sie sahen wie Eingeborene aus, und sie redeten wie Eingeborene. Sie waren bereit. In ihren Augen stand eine wilde Entschlossenheit.

Sie durften nicht versagen.

Sie *würden* nicht versagen.

Das Auto fuhr die Landstraße entlang. Durch ein fremdes, wundervolles Land ...

Die Musik hörte völlig auf. Der Gesang war zu Ende.

Ellery öffnete die Augen.

Er schaute sich um und sah sie alle. Die Leute von Jefferson Springs, die geisterhaft im blaßblauen Licht und im Nieselregen wirkten. Diese Leute von Jefferson Springs, die Kolonisten, wirkten stolz, zufrieden und erhaben – und irgendwie Millionen Meilen entfernt.

Ellery fühlte sich müde und elend. Er gehörte nicht zu ihnen. Er würde niemals zu ihnen gehören. Er war

...

Ein Nichts.

Ein Niemand.

Er schaute zu Cynthia hinüber, die auf der anderen Seite des Platzes stand. Blonde Haare, blaue Augen, braune Hosen, ein grauer Pullover und einen Regenschirm um die Schultern gehängt. Sie war der Stolz in Person. Sie lächelte so, wie eine Königin lächeln mochte. Sie war *jemand*. Sie schaute nicht einmal zu ihm hinüber. Und wenn sie es getan hätte, hätte sie ihn nicht gesehen.

Ellery fühlte Johns feste Hand auf seinem Arm. Er hörte Worte. Er fühlte das nasse Feld unter seinen Füßen. Dann war da ein Auto – und wieder die Landstraße. Sein Haus war dunkel, leer und trostlos.

»Es wird Ihnen gleich besser gehen.«

»Ja, ja.«

»Es braucht seine Zeit.«

»Gewiß.«

»Ich bin in ein paar Tagen wieder da.«

»Vielen Dank, John.«

Dann war John fort.

Ellery ging ins Haus und schaltete das Licht an. Er warf sich auf die Couch im Wohnzimmer und blieb still liegen.

In der Ferne hörte er den Donner grollen.

An Schlaf war nicht zu denken.

Um drei Uhr morgens stand er auf, zog sich um, packte seinen Koffer und verließ das Haus. Es war noch dunkel und ziemlich frisch. Er stieg in sein Auto und fuhr aus Jefferson Springs heraus. Um fünf lag bereits San Antonio hinter ihm. Er tankte trank ein Cola und fuhr weiter in Richtung Austin.

Er gab nicht auf. Er wußte, daß er zurückkehren würde. Aber im Augenblick brauchte er eine Unterbrechung.

Er brauchte Anne.

Unwillkürlich mußte er lächeln. Er lief immer zu Anne, wenn er nicht weiter wußte, und Anne war immer da. Er wußte aber auch, daß sie eines Tages nicht mehr da sein würde. Es gab kein Mädchen, das ewig wartete.

Aber das war in einer anderen Welt.

Kurz nach halb sechs war er in Austin. Er kurbelte die Fenster herunter, weil es schon wieder anfang schwül zu werden. Er fuhr am ›Hill's‹ vorbei – wie viele Steaks hatte er schon im ›Hill's‹ gegessen – und am ›Irving‹. Er fuhr über die Colorado-Brücke und bog in die Congress Avenue ein, die zu dieser frühen Stunde noch wie ausgestorben war. Er hielt beim P-K-

Grill, der Tag und Nacht geöffnet war, an und trank drei Tassen Kaffee. Danach fuhr er ein Stückchen weiter, parkte gegenüber vom Dom und blieb im Auto sitzen. Anne schlief jetzt bestimmt noch, und er hatte keine Lust, nach Hause zu fahren.

Er schaute zu, wie die Stadt erwachte. Er versuchte sich zu erinnern, daß Austin seine Stadt war. Es fiel ihm nicht leicht.

Der Himmel wurde allmählich heller.

Ellery studierte vom Auto aus die Congress Avenue. Ein Film mit Humphrey Bogart im ›State‹, einer mit James Stewart im ›Paramount‹, einer mit Roy Rogers im ›Queen‹. Der wuchtige Klotz des Austin Hotels dominierte im Straßenbild. Ansonsten gab es Schuhgeschäfte, Wäschegeschäfte, Ramschläden, Büros, Banken und Cafés. Ah ja – und dann gab es Norman, den dünnsten und lautesten Zeitungsverkäufer der Vereinigten Staaten. Er schrie sich jetzt schon mit den Schlagzeilen der Morgenzeitungen die Lunge aus dem Hals. Wie viele Zeitungen hatte Ellery schon vor der Universität von Norman gekauft?

Zuerst kamen die Autos und dann die Leute. Zunächst waren es noch vereinzelte Autos, die von den Seitenstraßen auf die Congress Avenue einbogen; aber je höher die Sonne stieg, desto dichter wurde der Strom, der sich durch die Congress Avenue wälzte und der nur noch von Verkehrsampeln in Schach

gehalten werden konnte. Hupen schrillten, und Bremsen kreischten. Die Fahrer von knatternden Motorrädern versuchten sich einen Weg durch die wartenden Autos zu bahnen. Um acht Uhr scheuchte der erste Ambulanzwagen mit heulender Sirene die Autos auseinander. Irgendwo ertönte der schrille Pfiff eines Polizisten.

Dann strömten die Menschen aus den Häusern. Auch hier waren es zunächst nur wenige: ein sorgfältig gekleideter Mann mit einem Stock, der bestimmt nie zu spät ins Büro kam, eine blasse Frau, die in die Auslagen der Geschäfte starrte, ein junger Mann, der mit verschlafenem Blick aus einem kleinen Hotel hastete. Aber dann quollen sie, wie auf ein geheimes Stichwort hin, aus den Häusern und bevölkerten die Straße. Kleine Menschen, große Menschen, dicke Menschen, dünne Menschen. Ein Blinder hielt hoffnungslos den Hut hin. Kleine Mädchen gingen Milch holen, große Mädchen eilten ins Büro.

Autos und Menschen unterwarfen sich dem Rhythmus der Verkehrsampeln.

Mit dem Tag kam die Hitze. Es war eine gräßliche, feuchte Hitze.

Ellerys Hände zitterten, seine Haare klebten, und seine Augen brannten. Er fühlte sich miserabel.

Aber daran war nicht nur die Hitze schuld.

Er schaute auf seine Stadt und erkannte sie nicht

mehr. Die Stadt hatte sich geändert. Sie war ihm immer so gemütlich und vertraut vorgekommen; jetzt war sie kalt, herzlos und fremd.

Sie war ein Reservat für Wilde.

Sie *hatte* sich verändert – auch, wenn ihm das nur so vorkam. Und er hatte sich auch verändert. Er war nicht mehr der gleiche Paul Ellery, der Austin verlassen hatte, um den Sommer über statistisches Material zu sammeln. Er wußte nicht so recht, was er mit Paul Ellery Nummer zwei anfangen sollte; er wußte nur eins, daß das Leben mit ihm nicht angenehm war.

Er startete den Motor und fuhr langsam zur King Street, wo Anne in einem grünlichen Appartementhaus wohnte.

Er stieg die Außentreppe empor und läutete. Nach einer kurzen Pause öffnete sich die Tür. Es war nicht Anne, die vor ihm stand.

»Paulsy!« rief Peg, Annes ewige Wohnungsgenossin, aus. »Mein Gott, du siehst ja wie das Leiden Christi aus!«

Ellery lächelte. »Vielen Dank für das Kompliment, Peg. Ist Anne da?«

»Aber *natürlich!* Komm herein. Ich werde sie holen.«

»Fein«, nickte Ellery. Er trat ein und ließ sich in einen Sessel neben dem Plattenspieler fallen.

»Paß mit meinen Radierungen auf«, sagte Peg, »sie schmieren *schrecklich*.«

»Ist es nichts mehr mit dem Teppichweben?«

»Um Himmels willen, nein! Das habe ich schon vor Monaten aufgegeben. Paulsy, es ist so schön, dich wiederzusehen.«

»Ich freue mich auch, Peg«, sagte Ellery, und er meinte es wirklich so.

Peg verschwand, um sich an die Herkulesarbeit zu machen, Anne zu wecken.

Ellery hatte Peg immer gemocht, ohne begründen zu können, warum. Sie war eine Blondine mit einem losen Mundwerk und einem künstlerischen Anstrich, den Ellery bei jedem anderen Mädchen schlicht abscheulich gefunden hätte. Aber Peg nahm sich nie ernster, als sie es verdiente, und war einer jener wundervollen Menschen, die ›zufällig‹ immer dann da sind, wenn man einen Freund braucht. Man mußte Peg so nehmen, wie sie war, aber das war nicht das schlechteste.

Als sich Ellery in dem wohlvertrauten Appartement umschaute, fühlte er, wie er sich ein wenig entspannte. Es gab viele Bücher, die so unordentlich gestapelt waren, daß man wußte, sie wurden auch gelesen.

Ansonsten war die Wohnung sauber, gemütlich und ruhig. Sie war typisch weiblich, mit Rüschen da und Blumen dort – und trotzdem nicht zu verspielt. Sie gehörte einem Mädchen, das sich freute, ein Mädchen zu sein und trotzdem mit beiden Beinen auf der Erde stand.

Dann huschte irgend etwas, und Anne lag in seinen Armen.

»Ell«, flüsterte sie. »Ich habe mich so einsam gefühlt.«

»Ich auch«, sagte Ellery.

Er hielt sie mit ausgestreckten Armen von sich und schaute sie an. Ihre dunklen Haare waren verwuschelt, und sie trug kein Make-up. Nur ihre großen, graugrünen Augen deuteten darauf hin, daß sie bildhübsch aussehen konnte, wenn sie wollte.

»Du siehst gut aus«, sagte er. »Du siehst wundervoll aus.«

»Du nicht. Ell, ich liebe dich, aber du siehst völlig erledigt aus. Möchtest du frühstücken?«

»Ich könnte es brauchen.«

Anne zog Ellery mit in die Küche. Sie machte Toast, eine Soße mit verlorenen Eiern und kochte Kaffee. Da sie bei ihm einen Kater vermutete, flößte sie ihm zuerst ein großes Glas Orangensaft ein. Danach verwandelte sich seine Nervosität in Müdigkeit.

»Und jetzt gehst du ins Bett«, sagte sie nach dem Frühstück und küßte ihn leicht. »Ich muß zwar heute nachmittag arbeiten, aber heute abend werden wir ausgehen. Und ich weigere mich, mit einem Schlafwandler auszugehen. Wenn ich nach Hause komme, werde ich dich wecken.«

Sie brachte ihn sicher, aber bestimmt ins Bett.

Nachdem sie ihn noch einmal geküßt hatte, sammelte sie ihre verstreut liegenden Kleidungsstücke ein und verschwand im Badezimmer, um sich anzuziehen. Ellery streckte sich aus. Er war müde und zufrieden.

Er hörte, wie Anne nach einer Weile aus dem Badezimmer kam, und er hörte, wie sie irgendeinen Ralph anrief und eine Verabredung für den heutigen Abend absagte. Dann schlüpfte sie noch einmal ins Schlafzimmer und küßte ihn auf die Nase.

»Gute Nacht, oder guten Tag, oder was du willst«, flüsterte sie. »Ich freue mich, daß ich dich in dem Haus mit dem schlechten Ruf zurückhabe.«

»Gute Nacht, Liebling«, murmelte er. »Ich glaube, ich liebe dich.«

»Was hast du gesagt? Das muß irgend etwas zu essen sein.«

Und weg war sie.

Peg hatte sich so diskret zurückgezogen, daß Ellery nicht einmal wußte, ob sie noch in der Wohnung war oder nicht. Er gähnte kräftig.

Jefferson Springs kam ihm weit, weit entfernt vor.

Er schlief ein.

Stunden später wurde er davon wach, daß Anne ihn an seiner Schulter rüttelte. »Erhebe dich und strahle, mein Schatz«, sagte sie. »Du willst mich heute abend zum Essen ausführen – oder weißt du das nicht mehr?«

»Ich weiß nicht«, brummte Ellery. »Vielleicht könntest du mit deiner fabelhaften Kochkunst ...«

»Nein, danke, Kamerad. Ich bin müde – eine meiner kleinen schlechten Angewohnheiten. Wenn ich heute abend charmant, fröhlich und liebenswert sein soll, dann mußt du schon in die Tasche greifen und mir etwas zu essen kaufen.«

»Gut, gut, ich gebe mich geschlagen.«

Sie zogen sich um und fuhren zu ›Irving‹, wo sie zwei Filets vom Holzkohlengrill bestellten. Danach fuhren sie zum Austin-See und machten beim ›Flamingo‹ halt. Es war immer noch heiß und drückend. Am Himmel war kein Stern zu sehen. Ehe sie das ›Flamingo‹ betraten, kauften sie in dem danebenliegenden Schnapsladen eine Flasche Scotch. Die Gesetze über den Alkoholausschank waren in Texas so verworren, daß die Drinks, die man serviert bekam, nur dann erträglich wurden, wenn man seinen eigenen Whisky dazuschüttete.

Sie fanden eine stille Nische im ›Flamingo‹, hielten Händchen, und Ellery begann sich volllaufen zu lassen. Das ›Flamingo‹ war angenehm und ziemlich modern. Über dem Klavier hing das Gemälde einer sensationellen Nackten. Und es ging die Legende, daß sie sich nach dem fünfundzwanzigsten Bier umdrehen sollte. Ellery hatte das in jüngeren Jahren einmal ausprobiert, aber er war lediglich mit dem

Zucken ihrer rechten Schulter belohnt worden. Jeder im ›Flamingo‹ schien Anne zu kennen und blieb stehen, um sie zu begrüßen. Anne war ein Mädchen, das zwei Seelen in ihrer Brust hatte. Die Hälfte ihrer Zeit war sie ein lustiges Party-Mädchen, und die andere Hälfte ihrer Zeit verbrachte sie mit Lesen in ihrem Appartement. Ellery war der einzige Mann, der beide Seiten ihres Charakters kannte.

»Stimmt irgend etwas nicht, Ell?«

»Wieso? Was soll nicht stimmen? Es ist alles in Ordnung.«

»Du bist der schlechteste Lügner, den ich kenne. Das darf ich nie vergessen. Was ist los? Kommst du mit der Arbeit nicht voran, hast du wieder genug von mir, das Übliche?«

»Wahrscheinlich das Übliche. Tun wir so, als wäre nichts, okay?«

»Okay. Wir wollen lustig und fröhlich sein, denn der Kater kommt früh genug.«

Und sie war lustig. Wenigstens nach außen hin. Sie nahm Ellery bei der Hand, tanzte mit ihm und schüttete Whisky in ihn hinein. Diese Therapie hatte bisher immer geholfen und wäre sicher auch heute erfolgreich gewesen, wenn Ellery nicht zuviel getrunken hätte.

Ellery stopfte die Musikbox mit Münzen voll. Zuerst wählte er guten Swing; aber dann suchte er sich

Schnulzen aus, bei denen ihm im nüchternen Zustand übel geworden wäre.

»Ich liebe dich, Annie«, verkündete er um Mitternacht. »Ich liebe dich wirklich. Du bist die beste, süßeste ...«

»Na na«, sagte Anne und tätschelte seine Hand. »Du liebst mich immer, wenn du betrunken bist. Du liebst jeden, wenn du betrunken bist.«

»Das mag sein«, sagte er mit schwerer Zunge. »Ich weiß nicht, woher das kommt.« Er kam sich sehr klug und weise vor. »Aber es ist meine Theorie, daß der Alkohol den Charakter eines Mannes enthüllt. Weißt du, Annie, wenn ich betrunken bin, dann *liebe* ich jeden. Ich liebe *jeden*! Verstehst du das?«

»Es ist wunderbar«, sagte Anne.

»Wie schön, daß du mich verstehst. Weißt du, wenn jeder jeden liebt, wenn jeder betrunken ist, dann muß jeder jeden ...«

»Ich verstehe«, sagte Anne ernsthaft und schnitt ihm damit seine Rede ab.

Schließlich stand Ellery auf. »Wir gehen jetzt!« verkündete er.

»Gut«, nickte Anne und bezahlte unauffällig die Rechnung.

Ellery setzte sich in Bewegung. Während er auf die Tür zuschritt, war er sicher, sich noch nie mit größerer Würde bewegt zu haben. Anne entfernte unauffäl-

lig die Serviette aus seinem Gürtel, um ihm diese Illusion nicht zu rauben.

Vor der Musikbox blieb Ellery stehen und hörte sich die Schallplatte an, die er selbst ausgewählt hatte. »Gräßlich«, murmelte er angewidert.

Anne steuerte ihn zum Auto, und kurz darauf waren sie zu Hause.

Ellery erklimmte mit einem heiteren Lied auf den Lippen die Treppen und trug Anne über die Türschwelle ihres eigenen Appartements. Dort ließ er sie auf den Boden fallen, weil er die Entfernung zum Sessel falsch eingeschätzt hatte. Er selbst plumpste auf die Couch und war erledigt.

Er rührte sich nicht mehr. Seine Augen waren zwar noch offen, aber völlig glasig.

Peg kam aus dem Schlafzimmer und rieb sich die Augen. »Ach, du guter Vater!« rief sie aus. »Muß ich euch vielleicht beide zu Bett bringen?«

Anne rappelte sich vom Boden hoch und lachte. »Nein. Wenn du mir nur mit diesem Burschen behilflich sein würdest.«

»Gut, gut«, murmelte Peg. »Ich bin schon froh, wenn ich heute nacht nicht aus meinem Bett vertrieben werde.«

»Psssst!« sagte Anne.

Sie machten sich an die Arbeit, mit zweihundert Pfund Lebendgewicht fertig zu werden. Und die

zweihundert Pfund Lebendgewicht sagten würdevoll: »Ich bin durchaus in der Lage, mich selbst zu bewegen.« Er sagte es wohl noch zwölfmal, bis sie ihn richtig auf die Couch gebettet und zugedeckt hatten.

»Gute Nacht, Baby«, sagte Anne und küßte ihn.

Sie zog sich aus und ging ins andere Zimmer. Sie hatte einen gesunden Schlaf und schlief so gut wie immer. Nur gegen Morgen wachte sie einmal auf, weil sie glaubte, jemand im Wohnzimmer schreien zu hören.

Das Erwachen am nächsten Morgen war alles andere als schön. Als Ellery richtig zu sich kam, waren die Mädchen schon zur Arbeit gegangen.

Ellery saß allein in der Wohnung und fragte sich, was er jetzt tun sollte.

Und Jefferson Springs saß mit ihm in der Wohnung und grinste.

In der letzten Nacht hatte er es geschafft, Jefferson Springs auszuschalten. Er hatte es in die letzte Ecke seines Gehirns verbannt und mit Alkohol überschüttet. Das war ihm auch gelungen, bis – ja, bis dann die Träume kamen.

»Verdammt«, murmelte er verzweifelt.

Er wünschte, daß er Jefferson Springs vergessen könnte; daß er alles vergessen könnte, was dort passierte. Er wünschte, daß er einfach seinen Koffer auspacken und hierbleiben könnte. Er könnte ein Leben führen – irgendein Leben – und sich einreden, daß ihn alles andere nichts anginge. Er brauchte kein Wissenschaftler zu sein. Wissenschaft war für ihn keine Religion. Er konnte sich zur Ruhe setzen und sich einreden, daß ihm das alles nichts ausmachte. Wenn er wollte, konnte er später erzählen: »Ich habe da mal eine Stadt gekannt – kaum zweihundert Meilen von

hier entfernt. Die Leute, die in dieser Stadt lebten, haben mich für einen Wilden gehalten – aber was soll's? Zum Teufel damit!«

Dieser Gedanke gefiel ihm.

Zu schade, daß er nicht durchführbar war.

Nicht für *ihn*. Er war dazu verdammt, Fragen zu stellen und Antworten zu suchen. Sein Verstand arbeitete, ob er es wollte oder nicht. Er hatte immer noch nicht den Knopf gefunden, mit dem er den Verstand ausschalten konnte.

Er konnte Jefferson Springs nicht einfach den Rücken zukehren. Genausowenig wie Cortez Mexiko verlassen oder Kolumbus aufgegeben hätte. Er wußte, daß das nichts mit Edelmut oder Heldentum zu tun hatte, sondern nichts weiter als reine Selbstbestätigung war.

Entweder würde Jefferson Springs ihn schlagen, oder er würde Jefferson Springs schlagen. Wenn er gewann, was fast unmöglich war, dann hätte er etwas für die Menschheit und für sich selbst getan. Wenn sie gewannen, was ziemlich sicher war, dann hatte er zumindest etwas für sich getan.

So einfach war das!

Er wünschte, es würde ihm endlich gelingen, klar zu denken. Doch die richtige Eingebung wollte ihm nicht kommen.

Ellery ging mit langen Schritten auf und ab und verfluchte sich und die Welt. Es war heiß. Er schaute

aus dem Fenster und starrte finster auf die grauen Wolken. Warum regnete es nicht?

Er blätterte mürrisch in der Morgenzeitung. Immer derselbe Unsinn. Über einen Bericht stolperte er. Warum? Er konnte es nicht sagen. Es war vielleicht ein Gedanke, der erst geboren werden mußte.

Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hände. Er hatte noch drei Stunden Zeit, ehe Anne nach Hause kam. Drei Stunden. Hatte er inzwischen irgendwelche Fortschritte gemacht in bezug auf sein Verständnis für Jefferson Springs? Er sagte sich, daß er das nicht hätte, aber dann war er sich nicht so sicher.

Wenn er jetzt daran dachte, hatte ihm das Treffen auf der Thorne-Ranch eigentlich viel gegeben. Er hatte einen Einblick in das Leben der Kolonisten bekommen. Es war zwar nicht viel aber immerhin ein Anfang ...

Doch lassen wir das jetzt einmal beiseite.

Er dachte wieder an den Zeitungsbericht über China. Das war zweifellos interessant. Welche Haltung nahmen die Vereinigten Staaten gegenüber China ein? Das war die Frage. Welches China war gemeint? Das auf der Insel oder das andere China? Und wer war wirklich mit den Vereinigten Staaten gemeint? Die Regierung? Die einzelnen Staaten? Wenn ja, welche? Der ›Mann auf der Straße‹? Welcher Mann? Auf welcher Straße?

Das war interessant. Das war vielleicht ein Hinweis.

Wie stand die gesamte Zivilisation des Milchstraßensystems zur Kolonialpolitik? Hatte John nicht angedeutet, daß es da gewisse Unstimmigkeiten gab? Wurde deshalb nicht die große Konferenz einberufen?

Hatten sie das Gefühl, daß die Wilden langsam die Leiter zur Zivilisation emporkletterten?

Hatte John ihm die volle Wahrheit über Jefferson Springs gesagt?

Fragen über Fragen. Finde die richtigen Fragen, und du bekommst die richtigen Antworten. Fragen ...

Wie sah es mit den Fremden, den Menschen, aus? Waren sie alle Roboter, die dasselbe dachten, dasselbe empfanden, dasselbe sagten? Dachte der kleine dicke Mann, der hoch über der Erde schwebte, schlechte utopische Romane las und unter einer Art Verfolgungswahn litt, dasselbe wie Mel Thorne, der eine Ranch führte? Oder wie A. Jeremiah Stubbs, der auf einer Geschichte saß, die er nie an A.P. weitergeben konnte?

Und Cynthia?

Und wie war es mit den *Billionen* anderen, die sich auf Planeten befanden, von deren Existenz er nicht einmal eine Ahnung hatte? Gab es dort keine Konflikte? Keine Unstimmigkeiten?

Ellery seufzte. Er kam wieder einmal nicht weiter.

Er versuchte, sich auf Jefferson Springs zu konzen-

trieren. Hier trafen zwei Kulturen aufeinander. Eine hochentwickelte und seine eigene.

Oder das, was einmal seine eigene Kultur gewesen war.

Was passierte einem Mann, der zwischen zwei Kulturen geriet? Nun, entweder er überlebte es nicht, oder er versuchte sein Glück und kämpfte mit einem Speer gegen einen Tank, oder aber er schaute lächelnd zu, wie sein Volk vor die Hunde ging. Vielleicht gelang es ihm, sich für die zivilisierten Menschen nützlich zu machen; vielleicht wurde er auch auf eine Schule geschickt und wurde einer der ihren. Er konnte auch davonlaufen – wenn es noch irgendwo einen Platz für ihn gab. Was konnte er sonst tun? Gab es *irgend etwas*, was er unternehmen konnte?

Vielleicht. Aber auch nur vielleicht.

Paul Ellery fühlte, wie die Erregung in ihm wuchs. Er wurde wieder ein Mann. Er würde nach Jefferson Springs zurückkehren. Er wußte jetzt, was er suchte.

Als Anne und Peg nach Hause kamen, hatte sich Ellery rasiert, geduscht und frische Wäsche angezogen. Als er die beiden sah, brachte er sogar so etwas wie ein Lächeln zustande.

»Ha«, schrie Peg, während sie ihre Schuhe wegschleuderte und sich ihre Knöchel rieb. »Er ist wieder zum Leben erwacht! Paulsy, so gefällst du mir viel besser.«

Ellery küßte die beiden Mädchen zur Begrüßung. »Ich werde einen Kaffee machen«, sagte er. »Ihr setzt euch inzwischen hin und strahlt.«

Anne gehorchte und setzte sich. »Was sollen wir ausstrahlen? Gammastrahlen?«

Sie sah in ihrem dunklen Rock, der weißen Bluse und dem seidenen roten Halstuch aufreizend hübsch aus. Ellery beugte sich zu ihr und küßte sie wieder. »Du strahlst natürlich Schönheit aus«, sagte er.

»Fühlst du dich besser, Schatz?« fragte Anne lächelnd.

»Wart's ab«, sagte er und ging in die Küche, um Kaffee zu kochen.

Er bewies es ihr.

Später aßen sie eine Kleinigkeit im ›Dirty Bill's Drive-In‹, und dann fuhren sie in der Gegend herum.

Die Umgebung von Austin war schön – keine Postkartenschönheit, sondern eine Schönheit, die man mit offenen Augen entdecken mußte.

Sie fuhren schweigend über Hügel, um den See herum und durch das Land. Dann brachte Ellery Anne nach Hause.

»Paul«, fragte Anne, »wirst du je zu mir zurückkommen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Ellery und haßte sich dafür. »Ich hoffe es. Ich möchte es. Das mußt du mir glauben, Anne.«

»Ich wünschte, ich wüßte, was mit dir in Jefferson Springs geschehen ist. Du bist verändert, Ell. Und ich glaube nicht, daß es diesmal eine andere Frau ist.«

»Nein. Vielleicht bin ich erwachsen geworden.«

»Verlaß mich nicht, Paul. Wir sind nicht mehr die Jüngsten, und es ist mitunter sehr einsam. Und du brauchst mich auch.«

»Ja. Ich könnte mit keiner anderen auskommen.«

»Darf ich dich dort besuchen?«

»Nein, Baby. Ich möchte dich dort nicht haben. Frage mich nicht, warum.«

»Das wäre nur menschlich, Paul.«

»Das ist schon schlimm genug. Bitte, sage nichts mehr.«

Es war drei Uhr, als er sie nach Hause brachte.

»Komm zu mir zurück, Ell. Ich kann dir helfen – was immer es auch ist. Habe ich dir nicht bis jetzt immer geholfen, Paul?«

»Immer«, bestätigte er. »Deshalb bist du auch mein Mädchen.«

»Du kommst doch wieder, Paul? Sage bitte, daß du wiederkommst.«

»Ich werde es versuchen, Annie. Mehr kann ich nicht versprechen.«

»Okay, mein Lieber. Entschuldige, daß ich dich so sehr liebe. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Annie.«

Als er wegfuhr, versuchte er, den Kloß in seiner Kehle zu ignorieren.

Er hielt bei der Universität an, stieg aus und ging über den grauen Hof, der um diese Zeit wie ausgestorben wirkte. Er lief, um einen klaren Kopf zu bekommen.

Und um sich zu erinnern.

Die kalten, grauen Gebäude, die er so gut kannte, wurden lebendige Vergangenheit. Er kannte sie alle. Angefangen von der Waggoner Hall, wo er seine ersten Vorlesungen in Anthropologie gehört hatte bis zum Tower, der die Bibliothek beherbergte.

Alle Gesichter kamen in sein Gedächtnis zurück. Menschen, mit denen er gearbeitet und unbekümmert gelacht hatte.

Während Ellery melancholisch auf die Gebäude starrte, begann er zu verstehen, daß sein Problem größer war, als es den Anschein hatte. Sein ganzes Leben lang hatte er rebelliert und Fragen gestellt. Wahrscheinlich gehörte das zu seinem Wesen.

Wahrscheinlich war das nötig, um zu Antworten und Erkenntnissen zu kommen. Aber die Tatsache blieb, daß er schon immer so etwas wie ein Außenseiter gewesen war.

Und jetzt war er nicht der Außenseiter einer Zivilisation, sondern zweier Zivilisationen.

Er ging mit schleppenden Schritten zu seinem Auto

zurück und fuhr durch die schlafende Stadt. Er kam auf die Straße nach San Antonio, die nach Jefferson Springs führte.

Und während der ganzen Rückfahrt mußte er an die Indianer in Oklahoma denken, die eine Ölquelle in ihrem Reservat entdeckt hatten.

Der September war ins Land gezogen und hatte Regen und morgendliche Kühle mit sich gebracht. Das Land wurde von einem Tag auf den anderen grün, und die Kakteen blühten. Nachmittags brannte zwar noch die Sonne, die nicht zu wissen schien, welcher Monat es war, erbarmungslos vom Himmel und versuchte, die Feuchtigkeit des Bodens aufzusaugen, aber der große Regen war gekommen, und die Flüsse schwollen an. Und dann war es auf einmal Oktober.

John schickte wieder dieselben beiden Männer, die ihn zum Schiff begleiten sollten. Der eine rauchte immer noch Pfeife, und Ellery hatte das Gefühl, daß die Pfeife seit dem letztenmal, als er die Männer gesehen hatte, nicht ausgegangen war. Sie holten ihn während seiner Arbeitszeit ab.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte der Mann mit der Pfeife. »Die meisten Delegierten befinden sich zwar schon an Bord, aber wir haben vor Konferenzbeginn noch eine ganze Menge Gebiete anzufliegen.«

»Bin schon auf dem Weg«, sagte Ellery und zog eine Manuskriptseite aus der Schreibmaschine, die er dann Mr. Stubbs übergab. »Hier ist die Geschichte von dem Gartenklub.«

A. Jeremiah Stubbs schaute nicht auf. Er zog statt

dessen seine goldene Uhr und betrachtete sie mit sichtlichem Mißfallen. Dann rückte er seinen grünen Augenschirm zurecht und hakte seine Finger in die schwarze Weste. »Junger Mann«, murmelte er düster, »als ich in Ihrem Alter war ...«

Ellery schlug ihm kräftig auf die Schultern, daß er sich vor Erstaunen einen ganzen Zentimeter in seinem Drehstuhl drehte. »... da waren Sie sicher ein Dämon«, meinte Ellery gelassen. Zu den beiden Männern sagte er: »Wir wollen gehen.«

Die Zeit wurde zurückgedreht, und die gleiche Szene wiederholte sich. Da waren der schwarze Buick, die Landstraße, das verlassene Feld und die Metallkugel. Er, Ellery, saß auf derselben grünen Couch auf demselben grauen Teppich, und es war derselbe schwache Geruch von Elektrizität in der Luft. Die Kugel erhob sich im strahlenden Sonnenschein. Sie führte ihn diesmal höher hinauf als das erstemal. Dann öffnete sich die automatische Tür, und das gedämpfte, gelbe Licht drang ihm wieder entgegen.

Er befand sich wieder in dem gigantischen Raumschiff, das über der Erde schwebte.

Als er den endlos langen Gang entlangschritt, fühlte er ein Vibrieren unter seinen Füßen. Obwohl es kaum wahrnehmbar war, verriet es eine geballte Kraft, die für menschliche Begriffe nicht vorstellbar war.

In dem Augenblick, als Ellery erkannte, daß das Schiff in Bewegung war, überfiel ihn Panik. Er stellte sich vor, wie sich das riesige Schiff auf den Schwanz stellte und senkrecht ins All schoß. Unter ihnen lag die Erde und vor ihnen ein Nichts – ein unendliches Nichts.

Er riß sich gewaltsam zusammen und sagte sich, daß das Schiff lediglich um die Erde kreiste, um die Delegierten von anderen Stern-Kolonien aufzunehmen.

Er lachte trocken. Weiter nichts. Nur um die Erde kreisen und Delegierte von anderen Stern-Kolonien aufnehmen!

Er kam wieder zu der schweren Tür, die in dem Augenblick aufging, als er davorstand. Dann befand er sich in dem bereits bekannten Zimmer. Nichts hatte sich geändert. Dieselben Stühle, dieselben überfüllten Bücherregale, derselbe unordentliche Schreibtisch.

Und John.

Der kleine fette Mensch strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Er zog seine Whiskyflasche hervor und füllte zwei Gläser. *Er freut sich, mich zu sehen*, dachte Ellery dankbar. *Er freut sich wirklich, MICH zu sehen*.

»Ellery, alter Bursche«, rief John aus. »Herzlich willkommen in der Löwengrube!«

»Servus, John«, sagte Paul Ellery. Er nahm sein

Glas und setzte sich. »Vielen Dank, daß Sie mich nicht vergessen haben.«

»Nichts zu danken«, murmelte John und trank sein Glas mit einem Zug zur Hälfte aus. »Ah! Dieses Teufelszeug! Ich habe Sie vermißt, Paul. Sie können es sich nicht vorstellen, wie stumpfsinnig es ist, überall herumzuschnüffeln und ständig geheimnisvoll zu tun. Das liegt mir nicht. Ich bin ein redlicher Mensch. Wie fühlen Sie sich als Fremdling, mein Sohn?«

Ellery zögerte. »Ich weiß es nicht«, murmelte er schließlich.

»Das ist recht!« sagte John. »Wie war es in Austin?«

»Seltsam«, erwiderte Ellery wahrheitsgemäß. »Seltsam und trotzdem herrlich. Aber woher zum Teufel wissen Sie, daß ich in Austin war?«

John zuckte die Achseln. »Dazu braucht man kein Hellseher zu sein. Ich habe Sie in einem Schockzustand zurückgelassen, und am nächsten Tag war Ihr Auto nicht mehr da. Da ich Sie recht gut kenne, alter Bursche, lag die Vermutung nahe, daß Sie nach Hause gefahren sind. Im Prinzip ist es sowieso leichter, Ihre Spuren außerhalb als innerhalb der Kolonie zu verfolgen.«

»Wie meinen Sie das?«

John steckte sich eine dicke, schwarze Zigarre in den Mund. »Sie folgen ganz einfach Ihrem Instinkt, mein lieber Freund. Ihre Wissenschaft hält zwar nicht

mehr viel von Instinkten, aber wenn es darauf ankommt, folgen Sie automatisch Ihrem Instinkt.«

»Sie wollen doch auf etwas Bestimmtes hinaus, John?«

John überhörte die Frage. »Bevor hier an Bord das große Geschwafel anfängt, möchte ich Ihnen das Schiff zeigen, Paul. Außerdem will ich Sie mit Withrow bekannt machen. Er war einmal in derselben Situation wie Sie, und Sie müssten demzufolge einiges gemeinsam haben.«

John erhob sich und machte den Führer.

Ellery spürte, wie das Schiff hin und wieder anhielt und sich dann erneut in Bewegung setzte.

Es nahm überall von der Erde Passagiere auf.

Während Ellery schon allmählich die Füße wehtaten, trottete John immer noch wie ein tolpatschiger, junger Hund, der niemals müde zu werden schien, vor ihm her. Als Ellery das Schiff seinerzeit auf fünfhundert Meter Länge geschätzt hatte, hatte er sich gewaltig getäuscht. Es war viel größer.

Was er sah – ein Meisterwerk der Technik –, war schon erstaunlich genug; aber was er lediglich erraten konnte, war noch viel erstaunlicher: Unter seinen Füßen befanden sich Millionen gelöster, technischer Probleme; Probleme, die in der Welt, in der er bisher gelebt hatte, überhaupt noch nicht aufgetaucht waren. Millionen Antworten auf Fragen, die vielleicht nie jemand

stellen würde ... Es gab unzählige Computer, planetweite Vermessungsinstrumente, Radargeräte mit einem unvorstellbaren Aktionsradius und höchst komplizierte Sende- und Empfangsgeräte, die die Verbindung zum Milchstraßensystem herstellten. Außerdem gab es unbeschreibliche Waffen, die die Erde durch einen einzigen Handgriff auslöschen konnten.

Doch diese Dinge, die Ellery zu sehen bekam, waren nur Nebensächlichkeiten.

Die Männer und Frauen, die Ellery sah, waren weit intelligenter als die Bewohner von Jefferson Springs. Es waren Techniker und Ingenieure, die längst aus der Anthropologie, der Psychologie und der Soziologie eine Wissenschaft gemacht hatten, die sie als Basis für etwas anderes verwendeten.

Als Ellery den Navigationsraum betrat, stockte ihm der Atem. Er starrte gebannt auf dreidimensionale Nachbildungen des Milchstraßensystems, in denen sich Sterne, Planeten, Monde und Asteroiden in magnetischen Feldern bewegten. Das ganze Universum war in einer Art Aquarium eingefangen. Und als zwei der Techniker die Suchelektronik einschalteten und die Flugbahn errechneten, verschwand ein dreieckiger Ausschnitt des Sternensystems so schnell, daß Ellery nicht mit den Augen folgen konnte. Und dann verwandelten sich die drei Dimensionen, in denen Ellery bisher gelebt hatte, in irgend etwas anderes.

Er wußte es jetzt nicht nur, nein, er *fühlte* es auch, daß das Schiff unendliche Strecken zurücklegen konnte.

Als sie einen Augenblick allein waren, schaute John Paul Ellery an. »Vergessen Sie nicht, Paul, daß das alles nur Menschen sind. Wenn Sie einem Esel ein Automobil geben, dann bleibt der Esel trotzdem ein Esel.«

*Nur Menschen! Was wollte er damit sagen?* Ellery räusperte sich. »Bei dieser Konferenz handelt es sich doch um Kolonialpolitik, nicht wahr?«

»Tja, obwohl das wahrscheinlich eine abgedroschene Phrase ist. Es geht dabei nur um einen einzigen Planeten. Und das ist nichts. Absolut nichts.«

»Ich bin mir nicht klar darüber«, sagte Ellery langsam, »welche Rolle Sie eigentlich dabei spielen. Wie sind *Ihre* Ansichten über die Erde?«

»Meine Ansichten?« John verzog keine Miene. »Ich bin absolut unpolitisch. Ich habe keine eigenen Ansichten. Das Denken überlasse ich klügeren Menschen.«

»Ah, so«, sagte Ellery. *Verdammter Lügner*, dachte er.

»Und jetzt möchte ich Sie mit Withrow bekannt machen«, sagte John. »Kommen Sie mit mir.«

Ellery folgte ihm. »Wer ist Withrow?« fragte er.

»Nun, er war früher Schriftsteller – sogar ein ziemlich bekannter. Als er vor sechs Jahren in einer Kleinstadt in Maine anfang, Recherchen anzustellen, haben wir ihm dasselbe Angebot wie Ihnen gemacht. Er hat

es angenommen, wurde daraufhin in die Zentrale geschickt und ist jetzt einer der unsrigen. Sie können wahrscheinlich eine ganze Menge von ihm lernen.«

Ellery wurde hellwach. Hier gab es vielleicht jemanden, der es gemeistert hatte, mit beiden Kulturen fertig zu werden; einen Mann, der im selben Boot wie er saß. Vielleicht ...

*Ich brauche einen Freund*, dachte Ellery verzweifelt.  
*Ich brauche bitter nötig einen Freund.*

Sie fanden ihn in einem Testlabor. Als John und Ellery eintraten, schaute er von der Arbeit auf. Ellery registrierte: ein dünner, etwa vierzig Jahre alter, selbstbewußter Mann mit grauen Haaren und kalten, harten Augen. Dieser Mann nickte John zu und stellte sich Ellery selbst vor.

»Ich habe schon sehr viel von Ihnen gehört, Paul«, sagte er und streckte seine Hand aus. »Ich bin Hamilton Withrow und würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte. Ich weiß, wie verwirrend alles zu Anfang ist.« Er lächelte.

»Ich bin sicher, daß wir miteinander auskommen werden«, murmelte Ellery.

»Mr. Withrow hat sich bereit erklärt, uns einen Gefallen zu tun«, sagte John. »Da Sie unsere Sprache noch nicht verstehen, hat Hamilton freundlicherweise angeboten, während der Konferenz bei Ihnen zu bleiben und Ihnen alles Wissenswerte zu übersetzen. Da

ich ein unpolitischer Mensch bin, erledige ich inzwischen andere Dinge.«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, sagte Ellery.

»Nicht der Rede wert«, murmelte Hamilton Withrow.

John verließ die beiden und ging vermutlich in sein Büro zurück.

»Ein komischer Vogel«, bemerkte Withrow.

»John? Er macht den Eindruck eines netten Burschen.«

Withrow zuckte die Achseln und äußerte sich nicht weiter zu diesem Thema. »Wie Sie wissen, Paul«, sagte er statt dessen, »war ich einmal in derselben Situation wie Sie. Ich kenne die Probleme, die Sie zu bewältigen haben. Aber ich darf Ihnen versichern, daß Ihre Zweifel – sobald Sie erst einmal in der Zentrale sind – nach kürzester Zeit verschwinden werden. Ihr altes Leben wird Ihnen dann wie eine fröhliche Kindheit vorkommen, und Ihre alten Freunde werden in Ihrer Erinnerung nichts anderes als nette Spielkameraden sein. Wir müssen lernen, auf weite Sicht zu denken, Paul, auf *sehr* weite Sicht.«

»Vielen Dank für Ihren Ratschlag, Mr. Withrow.«

»Bitte! Mein Name ist Hamilton – oder Ham, wenn Ihnen das besser gefällt.« Er lachte.

Ellery lachte pflichtschuldig mit.

Die Stunden verstrichen. Trotzdem war eine bemerkenswert kurze Zeit vergangen, bis alle Delegierten an Bord waren und Hamilton Withrow Ellery in den Konferenzraum führte, wo die Besprechungen stattfinden sollten.

Es war ein riesiger Raum, in dem sich die seltsamsten Menschen, die Ellery je gesehen hatte, versammelt hatten.

Er sah Chinesen, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Afrikaner, Dänen, Brasilianer, Polen, Schweden, Schweizer, Australier und Russen. Es waren Neger, Weiße und Mongolen anwesend. Ellery sah reiche Männer und arme Männer. Männer in Geschäftsanzügen und Männer, die halbnackt waren. Er sah Frauen mit Ringen in den Nasen, Frauen mit Ringen in den Lippen und Frauen mit Ringen an den Fingern.

Aber das Seltsame an diesen Menschen war nicht ihre Verschiedenheit, sondern ihre *Ähnlichkeit*. Sie waren alle gut erzogen, selbstsicher und etwas überheblich. Sie wußten, daß sie irgendwie zusammengehörten und daß sie im Prinzip eine Vorherrschaft auf der Erde genossen.

Zugegeben, sie waren menschliche Wesen. Bei unbefangener Betrachtung vielleicht die menschlichsten Wesen dieser Erde. Und dennoch waren sie keine menschlichen Wesen, wie Ellery sie bisher gekannt hatte. Sie waren irgendwie anders, irgendwie fremd.

»Schauen Sie sie an!« rief Withrow aus. Seine kalten Augen funkelten. »Sind sie nicht großartig?«

Ellery zögerte. »Großartig« schien ihm nicht der richtige Ausdruck zu sein. »Sie sind zweifellos sehr bemerkenswert«, sagte er.

Es war eine allgemeine Unterhaltung im Gange, die aus Lauten, Gesumm und Knacken bestand. Ellery konnte kein einziges Wort verstehen.

»Sie müssen wissen, daß wir uns nicht in den erlernten Erdsprachen unterhalten können«, erklärte Withrow. »Jede Gruppe versteht nur die jeweilige Landessprache. Deshalb müssen wir uns, wenn wir zusammentreffen, der Muttersprache bedienen.«

»Oh – der Muttersprache«, sagte Ellery und schaute Withrow an.

Hamilton Withrow bemerkte jedoch den nachdenklichen Blick nicht. Er war von der Konferenz völlig in Bann geschlagen. Hin und wieder wechselte er mit jemandem, den er kannte, ein paar Worte. Er mußte mit den Lauten, dem Gesumm und dem Knacken der fremden Sprache recht gut zurechtkommen, denn er unterhielt sich ziemlich fließend.

Ellery begann sich unbehaglich zu fühlen.

Doch dann fing die eigentliche Konferenz an.

Es war Ellery unmöglich, hinter die Konferenzordnung zu kommen. Kleine Gruppen schienen zusammenzuarbeiten. Sie unterhielten sich leise und tausch-

ten Dokumente aus, die sie dann mit den Dokumenten anderer Gruppen verglichen. Ab und zu richtete jemand das Wort an mehrere Gruppen. Das schien zur Konferenzordnung zu gehören, denn wenn derjenige sprach, schwiegen vielleicht fünf oder sechs Delegierte und hörten ihm zu.

An einer Wand war ein großes weißes Viereck, das von irgendeiner schwarzen, metallischen Substanz umgrenzt wurde. Zu Konferenzbeginn flackerten farbige Punkte auf dem Viereck auf, die – solange jemand eine Rede hielt – seltsame Gestalten annahmen, die sich zum Schluß der Rede wieder in Punkte auflösten. Hin und wieder schickten die kleinen Gruppen jemand zu dem weißen Viereck, der die Punkte mit irgendeinem Ding, das er in der Hand hielt, verglich.

Ellery, der zunächst wie hypnotisiert von einer Gruppe zur anderen gestarrt hatte, fand die Konferenz allmählich ein wenig ermüdend. Es mochte sicher alles sehr wichtig sein, aber er konnte damit nichts anfangen. Withrow konnte nicht die Hälfte von dem übersetzen, was gesagt wurde, und Ellery konnte nicht ein Viertel von dem Übersetzten verstehen.

Dabei gab er sich alle Mühe.

»Alles automatisch, müssen Sie wissen«, sagte Withrow. »Nachdem alle Veränderlichen integriert sind, gibt es nur bei den frei gelegten Elementen eine Manipulation.«

»Aha!« nickte Ellery.

»Er will damit sagen, daß wir praktisch denken müssen. Er sagt, daß unsere Kolonialpolitik keine freiwillige Sache, sondern eine Notwendigkeit sei. Er sagt, daß die Kolonisten ein größeres Mitspracherecht in der galaktischen Verwaltung haben sollten. Er sagt, daß sich die Erde in Kürze selbst vernichten und damit um tausend Jahre zurückgeworfen werde. Er sagt, daß wir dann mehr Kolonisten herunterbringen könnten. Er sagt, daß wir an unsere Kinder und Kindeskinde denken müßten.«

»Ich verstehe«, nickte Ellery.

»Der jetzt an der Reihe ist, redet ziemlichen Unsinn. Er sagt, daß wir mit unserer Lösung des Übervölkerungsproblems nichts anderes tun, als den Kopf in den Sand stecken. Er sagt, daß er nicht viel für die Ureinwohner übrig hätte, meint aber im selben Atemzug, daß wir, wenn wir so weitermachen, Ärger bekommen. Er sagt, daß das ganze galaktische Kolonialsystem nichts taugt. Ich weiß nicht, was er glaubt, wo er hinkommt, wenn wir alle Planeten den Wilden überlassen! Sie können selbst beurteilen, Paul, was dieser Mann für einen Unsinn redet!«

»Sicher«, bestätigte Ellery.

»Der Sprecher – der da, mit dem abscheulichen Haarschnitt – sagt ... Nun ja, er spricht über die Relation der Kräfte im Quadranten ... Ich meine –

hmhhh, nun ja, ich meine, daß Sie das vielleicht doch nicht verstehen ...«

»Machen Sie sich keine Gedanken darüber«, sagte Ellery.

Er lauschte angestrengt. Die Konferenz schien kein Ende nehmen zu wollen. Es handelte sich hauptsächlich um lokale Probleme: die Stellung der Kolonie innerhalb der galaktischen Wirtschaft, der mögliche Import von Luxusgütern zur Erde, das Fraternisierungsproblem mit den Eingeborenen. Ellery war nicht in der Lage, alles in sich aufzunehmen. Er sagte sich nur immer und immer wieder: *Das ist die Erde, über die sie reden, das ist – das war – meine Heimat, über die sie diskutieren; das sind meine Mitmenschen, die sie als Eingeborene, als Wilde betrachten ...*

Withrows Stimme dröhnte in seinen Ohren. »Der da betont die Notwendigkeit, den Status quo beizubehalten ... Der da will, daß Missionare unter die Wilden geschickt werden ... Der da meint, daß es besser wäre, die Kinder, die in der Kolonie geboren werden, vor dem schulpflichtigen Alter zur Zentrale zu schicken ... Der da sagt ... der da meint ... der da ist der Ansicht ...«

Nach einer Ewigkeit war es vorüber.

Die Lichtsignale auf der viereckigen Fläche flackerten auf und nahmen dann endgültige Gestalt an. Das Resultat wurde verkündet.

»Immer dasselbe«, meinte Withrow gähmend. »Die galaktische Kolonialpolitik ist gebilligt, und die Wünsche der Kolonisten sollen berücksichtigt werden. Das hat zwar überhaupt nichts zu sagen, aber es macht die Kolonisten glücklich.«

Als Ellery Withrow anschaute, drängte sich ihm unwillkürlich ein Vergleich auf. Er mußte an seine fast vergessene Schulzeit denken. Da hatte sich einmal ein Junge im letzten Monat der Saison zum Fußball gemeldet. Obwohl es schon zu spät dazu war, ihn auch nur wenigstens in Form zu bringen, hatte er sich fortan als »einer von der Mannschaft« bezeichnet.

»Sie können sicher eine Menge von Withrow lernen«, hatte John gesagt.

John war hinterlistiger, als er aussah.

»Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Hamilton«, sagte Ellery. Er fühlte sich sowohl geistig als auch körperlich völlig erschöpft. Als ihn Withrow zu Johns Büro zurückgebracht und allein gelassen hatte, atmete Ellery auf. Mit diesem Mann konnte er sich einfach nicht unterhalten.

John war nicht da. Ellery dachte sekundenlang daran, daß die Gelegenheit günstig wäre, sich irgendeine Geheiminformation von Johns Schreibtisch zu beschaffen, aber er verwarf den Gedanken gleich wieder. Er hatte jetzt schon mehr Informationen, als er wahrscheinlich je verwenden konnte. Sein Problem

war nicht dadurch zu lösen, daß er irgendeine wichtige Meldung von Johns Schreibtisch entwendete.

Nachdem Ellery ein paarmal im Zimmer auf und ab gegangen war, fühlte er sich magisch von der großen Couch an der Wand angezogen. Er streckte sich aus und schlief auf der Stelle ein.

John weckte ihn Stunden später mit einer Tasse Kaffee. Ellery schlürfte dankbar das heiße Getränk. Er war steif, ihm tat alles weh, und er kam sich durch und durch unbedeutend vor.

»Jefferson Springs«, sagte John ruhig. »Zeit zum Aussteigen.«

»Vielen Dank, John.«

John begleitete Ellery diesmal den endlos langen Gang entlang. »Paul«, begann der kleine, dicke Mann, »Sie gewinnen allmählich ein wenig Einblick in das ganze Durcheinander. Die Konferenz, die Sie miterlebt haben, ist nichts weiter als eine lokale Geschichte, die eventuell eine Zeile im Galaktischen Verwaltungsbericht bringt, die dann aber kein Mensch liest. Es mag ein wenig erschütternd sein – aber wußten Sie, daß mehr als neunundneunzig Prozent der zivilisierten Bevölkerung des Milchstraßensystems keine Ahnung von der Existenz des Planeten Erde haben?«

Ellery erschrak. *Neunundneunzig Prozent wußten nicht ...*

Aber wie sollten sie auch?

»Alles Unsinn«, murmelte John kopfschüttelnd.  
»Die Konferenz hatte nicht einmal den Mut, das wirkliche Problem auch nur zu *erwähnen*.«

Ellery hob fragend die Augenbrauen.

»Es gibt die anderen, müssen Sie wissen. Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie sie bei unserer kleinen Versammlung auf der Thorne-Ranch für den Bruchteil einer Sekunde gesehen.«

Ellery erinnerte sich. *Die Milchstraße. Unzählige Welten, die durch kaum sichtbare silberne Fäden miteinander verbunden waren; Fäden, die an einen Altweibersommer erinnerten. Und dann war noch etwas da. Ganz unten in einer dunklen Ecke. Etwas Unbestimmtes, Formloses.*

Hatte er geschrien?

Sie erreichten die Tür, die zu der Metallkugel führte. Ellery betrachtete diese Kugel allmählich als eine Art besseren Aufzug.

»Wir werden Sie bald zur Zentrale schicken, Paul«, sagte John. »Schlafen Sie nicht zu lange.«

Ellery schaute den dicken Mann abwartend an, aber John sagte nichts weiter. Dann öffnete sich die automatische Tür, und Ellery betrat die Kugel. Er setzte sich auf die allmählich schon vertraut gewordene grüne Couch.

Die Kugel war diesmal voller als sonst. Abgesehen von seinen zwei üblichen Begleitern – der eine natürlich wieder mit Pfeife – befanden sich noch drei Dele-

gierte – zwei Männer und eine Frau – von Jefferson Springs an Bord. Die Männer trugen Stiefel und große Hüte, die Frau ein schwarzes Kleid und einen Schal. Obwohl sich die drei ein wenig mit Ellery unterhielten, war die Atmosphäre leicht gespannt.

Nachdem die Kugel sanft aufgesetzt hatte, traten sie auf das gepflügte Feld. Es war Nacht. Die Sterne funkelten am dunklen Himmel, und der Mond tauchte die Erde in ein kaltes, silbernes Licht. Ellery hatte keine Ahnung, welche Nacht es war.

Sie stiegen in den schwarzen Buick. Der Wagen rumpelte erst über den holprigen Feldweg und kam dann auf die Straße, die nach Jefferson Springs führte.

Ellery saß mit den drei Kolonisten eingengt auf dem Rücksitz. Er vermied es, sie anzuschauen.

*Gegen das alles kann man doch nicht ankämpfen*, dachte er.

Er dachte an das riesige Raumschiff, das irgendwo über ihm in den Sternen hing, und er kam sich sehr klein und unbedeutend vor.

Er konnte sie nicht schlagen. So, wie es war, konnte er sie auch nicht ignorieren. Und nachdem er Withrow kennengelernt hatte, war er auch nicht sicher, ob er einer der ihren werden konnte, ohne dabei den Verstand zu verlieren.

Er dachte an Anne und fragte sich, was sie wohl tun würde.

Er versuchte an die Indianer zu denken, die eine Ölquelle in ihrem Reservat entdeckt hatten.

Er war sehr müde.

Der schwarze Buick fuhr durch die Nacht und brachte ihn nach Hause.

Der Herbst verstrich und ging allmählich in den Winter über. Das Land verlor die grüne Farbe. Büsche und Bäume standen kahl im Wind. Doch ehe der richtige Frost einsetzte, würde es Januar werden.

Paul Ellery wühlte weiter. Er war immer noch auf der Suche nach einer schwachen Stelle in Jefferson Springs. Aber er wußte, daß er nicht schnell genug vorankam, denn man würde ihn sicher sehr bald zur ›Vollständigen Ausbildung‹ in die Zentrale schicken.

Danach würde es zu spät sein. Danach würde ihn das Problem nicht mehr interessieren.

Er traf sich gelegentlich mit Cynthia. Sie half ihm über die einsamen Stunden in einer Stadt, die nicht die seine war, hinweg.

Bei einem seiner Spaziergänge fand er einmal einen Feuerstein, der halb vergraben in der harten, trockenen Erde steckte. Er zog ihn heraus und betrachtete ihn. Der Stein war ungefähr zehn Zentimeter lang und ganz offensichtlich von Menschenhand grob gemeißelt und zugespitzt worden. Er war zu lang, um einst als Pfeilspitze gedient zu haben. Vielleicht hatte er zu einem Speer, zu einem Wurfspieß oder einem Steinmesser gehört. Ellery war kein Archäologe, um festzustellen, ob der Stein von den Comanchen oder

Apachen stammte; ganz sicher war er aber von einer der unzähligen Indianer-Gruppen, die in Urzeiten Texas bevölkerten, zur Jagd benutzt worden.

Lebewesen – die längst zu Staub zerfallen waren.

Ellery fröstelte. Und das lag nicht am Wind allein.

Der Stein in seiner Hand weckte unzählige Erinnerungen. Er dachte daran, wie umwerfend für ihn die ersten Stunden in Anthropologie gewesen waren. Er dachte an die nächtelangen Diskussionen und all die Bücher, die ihm eine neue, wundervolle Welt erschlossen hatten. Die aufregenden Berichte von Malinowski, die mitreißenden Bücher von White, die Ansichten von Linton, der seine sozialwissenschaftlichen Werke der nächsten Generation gewidmet hat. Ellery dachte an seine jugendliche Zuversicht, die Gewißheit, die Schlüssel zu Türen zu besitzen, die sich anderen nie öffnen würden. Er hatte mit Freuden studiert – und doch: Welchen Nutzen hatte er für sich und die Zukunft daraus gezogen?

Wann hatte sich seine Gewißheit in Ungewißheit verwandelt? In Vorsicht – sogar in Furcht? Wann hatte er den Schwung bei seiner Arbeit verloren?

Lag es an der Teilnahmslosigkeit seiner Studenten? Lag es daran, daß sich so viele Wissenschaftler mit Nebensächlichkeiten abgaben? Lag es an der Erkenntnis, daß es so viele Fragen und so wenige Antworten gab?

Lag es daran, daß ihm seit der drohenden Gefahr der Wasserstoffbombe seine Wissenschaft so hoffnungslos unbedeutend vorkam?

Lag es daran, daß ein Wissenschaftler in der allgemeinen hysterischen Atmosphäre nicht arbeiten konnte?

Oder hatte er selbst irgendwann, irgendwo auf der Strecke versagt?

Er stand lange Zeit mit dem Stein in der Hand da, ehe er langsam wieder zur Stadt zurückging.

Er versuchte es weiter.

Und eines Tages fand er etwas.

Es war am Spätnachmittag eines warmen Tages. Er ging in den ›Amerikanischen Klub‹, um ein Bier zu trinken. Als er durch die Tür trat, klingelte ein Glöckchen. Der vordere Raum war mit vier abgenützten Spieltischen und einigen wackligen Stühlen ausgestattet. Die Kalender, die die Wände zierten, zeigten schöne Mädchen, Cowboys und Geschäftsleute.

Aus dem Hinterzimmer, das durch eine dünne Sperrholzwand abgetrennt war, klangen Stimmen und das Klicken von Dominosteinen.

Ellery bewegte sich leise auf das Hinterzimmer zu und preßte sein Ohr gegen die dünne Holzwand. Er konnte jedes Wort verstehen.

»Deine Ansicht ist mir gleichgültig, verdammt

noch mal. Ich sage euch, daß uns die Verwaltung den Wölfen zum Fraß vorwirft.«

*Verwaltung? Damit war sicher die galaktische Regierung gemeint.*

»Was erwarten die denn von uns? Daß wir tatenlos dasitzen und warten, bis man uns die Häuser wegnimmt? Ich will euch mal was sagen, Jungens ...«

»Wenn ihr mich fragt, sollten wir mehr tun – verdammt viel mehr! Es mag sein, daß die Opposition illegal ist – na und? Sie arbeiten für *uns*; sie sind die einzigen, die sich um uns kümmern.«

*Opposition! Er hatte davon schon gehört. Es handelte sich dabei um eine Organisation, die – im Gegensatz zur galaktischen Regierung – verhindern wollte, daß ein kolonisierter Planet je über die jeweilige Entwicklungsstufe hinauswuchs.*

»Reg dich nicht auf. Wart's nur ab. Wenn die hier so weitermachen, jagen die sich schon selber in die Luft. Auch ohne unser Dazutun. Wenn es nach mir geht, soll sich die Opposition um andere Dinge kümmern. Ich persönlich vergesse das Schiff über uns nicht. Und *du* solltest es auch nicht vergessen. Erinnerst du dich nicht mehr, was damals mit der Kolonie im Süden passiert ist? Hmm? Kinderlähmung, hieß es dann ...«

»Und ich bleibe dabei, daß die Verwaltung viel zu lasch ist. Aber was wissen die da oben auch schon von den praktischen Problemen.«

»Brüll nicht so!«

»Wovor fürchtest du dich? Vielleicht vor dem FBI?«  
Gelächter.

»Ach, zum Teufel damit. Was hältst du von einer neuen Lage Bier, Bill?«

Als Ellery Stuhlrücken und Schritte hörte, eilte er durch den Raum und ging hastig hinaus. Er hatte die Glocke vergessen, die leise hinter ihm bimmelte. Er eilte den Bürgersteig entlang, kreuzte dann die Fahrbahn und bog in eine kleine Seitenstraße ein. Bei einer Abfalltonne blieb er stehen und lauschte.

Es war nichts zu hören.

Daraufhin ging er zur Hauptstraße zurück und stieg in sein Auto. Als er an dem Klub vorbeifuhr, sah er keinen Menschen. Die Männer hatten ihn entweder nicht bemerkt, oder es war ihnen gleichgültig.

Er fuhr nach Hause.

Während er sich für eine Verabredung mit Cynthia umzog, dachte er über das eben Gehörte nach.

Unter den Kolonisten bahnten sich zweifellos Meinungsverschiedenheiten an.

Wenn er nur mehr Zeit hätte ...

Diese Fremden waren offensichtlich auch nicht in der Lage, mit einem uralten Regierungsproblem fertig zu werden. Theorie und Praxis waren zweierlei. Auf der einen Seite war die faire, fast humane Politik, die die galaktische Regierung anstrebte, und auf der

anderen Seite waren die Kolonisten, die nach dieser Politik leben sollten. Das große Raumschiff sollte die Ausübung dieser Politik überwachen. Doch unglücklicherweise konnte das Raumschiff nicht überall zur gleichen Zeit sein, und manche Kolonisten hielten nicht allzuviel von Fairness. Sie waren menschlich genug, zuerst an sich und dann an ethische Fragen – wenn überhaupt – zu denken. Und die Rechnung war denkbar einfach. Wenn es der Opposition gelänge, die Erde zu Atomkriegen anzustacheln, die die Städte dem Erdboden gleichmachten, dann konnte den Kolonisten kaum noch etwas geschehen.

Die galaktische Regierung würde wahrscheinlich mit der Opposition fertig werden. Ellery war sicher, daß John und die anderen im Bilde waren und wußten, was sie zu tun hatten. Für Ellery war einfach die Tatsache wichtig, daß sich die Kolonisten uneinig waren.

Dieses Wissen konnte für ihn eine Hilfe sein.

Cynthia holte ihn um acht Uhr ab. Er kletterte in ihren blauen Nash und gab ihr einen Kuß.

»Hi, mein Lieber«, sagte sie. »Bist du in Tanzstimmung?«

»Wie man's nimmt. Ich werde langsam ein bißchen zu alt dafür.«

»Du bist nicht alt, Paul.«

»Ich fühle mich alt«, murmelte er, und er meinte es auch so.

»Wie du meinst, Doktor.«

Sie hielten vor dem Gemeindesaal, einem trostlosen, grauen Schuppen. Cynthia nahm Ellerys Arm und schritt über die Steinplatten auf den Eingang zu. Sie trug ein schulterfreies grünes Taftkleid und wirkte kühl und fremd. Ellery hatte nichts gegen das Tanzen; aber der Gedanke, ein Gebäude zu betreten, in dem nur Kolonisten versammelt waren, machte ihn nervös. Es war keine Furcht, es war eher eine Art Lampenfieber.

Nun, sie hielten ihren Einzug. Cynthia nahm die bewundernden Blicke der Männer als etwas Selbstverständliches hin und erwiderte die kritischen Blicke der älteren Damen mit eisiger Verachtung. In der Art, wie sie Ellerys Arm festhielt, lag etwas Besitzergreifendes.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis die allgemeine Unterhaltung wieder in Gang kam.

Das Innere des Gemeindesaals war genauso geschmacklos wie das Äußere. Im Grunde genommen war es ein leerer Raum. Zu beiden Seiten zog sich je eine Reihe Klappstühle entlang, auf der die alten Frauen von Jefferson Springs saßen. An der rückwärtigen Wand des Gemeindesaales führten zwei Türen in die Küche. Die Musik lieferte ein transportabler Plattenspieler. Er wurde von mehreren Studenten bedient, die Cynthia unbekümmert anhimmelten. Ellery

fragte sich unwillkürlich, was Cynthia den Burschen wohl in Volkswirtschaft beibringen mochte.

Die Schallplatten waren etwas antiquiert, was Ellery nur recht war. Es gab vorwiegend Aufnahmen von Glenn Miller und Harry James.

Ellery tanzte – oder besser gesagt, er schlurfte über den Boden. Cynthia verteilte höflich Körbe, wenn sie jemand abklatschen wollte. Sie war leicht und anschmiegsam in seinen Armen. Ellery bemühte sich, zu vergessen, wo er war, und versuchte, sich zu vergnügen.

Irgendwie gelang ihm das auch. An dem Gemeindesaal war eigentlich nichts Fremdartiges, und das Mädchen in seinen Armen war eine schöne, junge Frau.

Gegen elf Uhr, nachdem jeder zuviel süßen Punsch getrunken hatte, kam einer der jungen Burschen auf den Gedanken, das Ganze ein wenig aufzulockern. Er war ein typisches Jefferson-Springs-Produkt: lange Arme, grobknochige Hände, die aus einem ungewohnten und viel zu engen blauen Jackett baumelten. Er zündete sich eine Zigarette an und ging lässig durch den Saal auf den Plattenspieler zu. Und dann legte er die Schallplatten auf, die er hören wollte. Eine nach der anderen.

Die erste war *In The Mood*.

Als sich daraufhin die Tanzfläche leerte und sich auch Paul entfernen wollte, hielt Cynthia ihn zurück.

»Komm, mein Lieber«, drängte sie. Ihre Wangen waren gerötet. »Zeig, was du kannst.«

Ellery tat sein Bestes. Zuerst waren seine Schritte noch zögernd, aber dann schien er ganz von seiner Aufgabe erfüllt. Nun waren schnelle Tänze noch nie seine Stärke gewesen. Den Jitterbug hatte er seinerzeit nur erlernt, um sich sein Selbstvertrauen zu bewahren. Doch wie dem auch sei, es war jedenfalls lange her, seit er das letztmal auf der Tanzfläche geschwitzt hatte.

Als er jetzt jedoch die wenigen Paare, die sich noch auf der Tanzfläche bewegten, beobachtete, fühlte er sich großartig. Er merkte, daß er besser als *die anderen* war. Sie beherrschten zwar die einstudierten Schritte, aber sie fühlten die Musik nicht. Sie wirkten wie Ringer, die ein Menuett tanzten.

*Es gibt also etwas, was ich besser kann als sie*, dachte Ellery voller Genugtuung.

Nach *No-Name Jive* und Harry James' *Two O' Clock Jump* waren Paul Ellery und Cynthia allein auf der Tanzfläche.

Ellery fühlte sich ganz in seinem Element. Er wirbelte Cynthia herum, die sich über die Gelegenheit freute, ihre Beine zeigen zu können. Ellery genoß die Situation.

Dann war die Musik zu Ende.

Er lachte. Sein Herz klopfte vor Freude wie verrückt.

Dann hörte er den Applaus. Er kam von allen Seiten und überflutete ihn wie eine Woge. Jefferson Springs war beeindruckt.

Selbst Cynthia klatschte.

Der Applaus endete. Er wurde von einem plötzlichen Schweigen abgelöst. Dann setzte die Unterhaltung wieder ein. Ein wenig zu hektisch. Jemand ging zum Plattenspieler und legte eine langsame Schallplatte auf.

Ellery rührte sich nicht von der Stelle.

»Oh, Paul«, rief Cynthia atemlos. »Du warst wirklich *einzigartig*.«

»Halte den Mund«, sagte Ellery grob.

»Was ist los, Paul?« Sie lächelte.

Ein paar alte Damen drehten sich nach ihm um.

Eine Stimme flüsterte: »Ein Wilder!«

Paul Ellery schaute nicht nach links und rechts. Er stürmte blindlings aus dem Saal. Draußen umfing ihn die kühle Nacht.

Er lehnte sich an die Mauer und ballte die Fäuste. Der Schweiß auf seiner Stirn wurde kalt.

*Ich Idiot! Ich habe es getan! Direkt vor ihnen! Und ich war auch noch stolz auf mich!*

*Ich habe mich zur Schau gestellt! Ich habe einen primitiven Tanz vorgeführt!*

*Und sie hat mich dazu gebracht! Der Teufel soll sie holen! Sie wußte genau, was sie tat. Sie hat mich wie einen dressierten Affen vorgeführt!*

Paul Ellery bebte vor Zorn.

Er schaute sich um und fand zwei Steine. Für jede Hand einen. Er packte sie und ging auf die Tür zu, wo Cynthia im gelben Lichtkegel stand.

Er wußte nicht, was er tat, als er Schritt für Schritt vorwärts ging. Dann blieb er auf einmal stehen. Er glaubte, in seinen Ohren ein Flüstern zu hören: »Ein Wilder!«

Er ließ die Steine fallen und hörte den dumpfen Aufschlag auf dem Boden. Er blieb stehen, um wieder die Kontrolle über sich zu bekommen. Als er sich dann nach einiger Zeit beruhigt hatte, war Cynthia inzwischen in den Saal zurückgekehrt.

Er würde denen da drinnen etwas über Wilde beibringen!

Da er seine Pfeife nicht dabei hatte, griff er zu einer Zigarette. Er zündete sie mit ruhiger Hand an, blies einen Rauchring in die Luft und atmete tief.

Dann schlenderte er gemächlich in den Gemeindesaal zurück. Drei Männer beobachteten ihn scharf, aber er sah sie nicht einmal an. Er ging direkt auf Cynthia zu und nahm sie bei der Hand. In ihrem Blick stand eine Mischung von Furcht und Erstaunen.

Paul Ellery lächelte freundlich. »Komm, meine Liebe«, sagte er sanft, »wir wollen nach Hause fahren.«

Ihre blauen Augen weiteten sich. »Jetzt – jetzt schon?«

Sein Lächeln wurde breiter. »Du fürchtest dich doch nicht etwa vor *mir*, Cyn?«

Sie zögerte. »Natürlich nicht.«

»Dann laß uns gehen.«

»Also gut«, sagte sie, »also gut, Paul.«

Sie fuhren nach Hause. In das kleine weiße Haus gegenüber der Hochschule. Es war eine lange Nacht, und Ellery rührte das Mädchen nicht an.

Am nächsten Morgen entdeckte er so etwas wie Respekt in Cynthias Augen.

Und Paul Ellery wühlte weiter.

Die Arbeit beim *Jefferson Springs Watchguard* nahm nicht allzuviel Zeit in Anspruch. Ellery ging morgens hin, tippte ein oder zwei Geschichten und ging wieder. Mr. Stubbs befaßte sich mit den Anzeigen, die das größte Geschäft der Zeitung waren. Wann er das allerdings tat, blieb für Ellery ein ungelöstes Rätsel, denn er sah Stubbs immer nur im Drehstuhl sitzen und die kahle Wand anstarren.

Es konnte nur sein, daß Stubbs die Zeitung mit solcher Routine führte, daß sie praktisch automatisch lief. Die Anzeigenaufträge kamen mit der Post, und wenn jemand eine Neuigkeit hatte, dann brachte er sie zu Stubbs wie ein treuer Hund einen Knochen zu seinem Herrn.

Paul Ellery hatte sich schon immer über die Dunkelheit gewundert, die nachts in Jefferson Springs herrschte. Die Stadt war zwar niemals völlig dunkel – außer nach Mitternacht, wenn jeder schlief –, aber sie war auch niemals richtig beleuchtet. Nach acht oder neun Uhr sah man von der Hauptstraße aus kaum ein Dutzend Häuser, in denen Licht brannte. Das war für eine Stadt mit sechstausend Einwohnern höchst ungewöhnlich.

Die Lösung dieses Problems war jedoch weitaus nicht so schwierig, wie es sich Ellery einmal vorgestellt hatte. Es ist erstaunlich, sagte er sich, wie viele Fragen sich beantworten lassen, wenn man die Augen offenhält. Seine Methode war einfach und alles andere als heldenhaft. Er schaute in die Fenster hinein. Er kam sich dabei zwar wie ein Narr vor, aber er fand die Antwort, die er suchte.

Er trabte zwei Nächte lang durch die dunklen Straßen von Jefferson Springs. Zunächst machte er die Häuser ausfindig, in denen es keine Hunde gab. Wenn ihn kein Hundegekläff störte, schlich er durch die Vorgärten und schaute durch die Fenster. Zumindest versuchte er es.

Vor allen Fenstern waren Jalousien angebracht, die ihm zunächst einen Blick in das Innere verwehrten. Aber es waren alte Jalousien, die an manchen Stellen ein wenig auseinanderklafften. Zuerst sah er sehr wenig, weil die Häuser dunkel waren. Doch allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er konnte Einzelheiten erkennen.

Hier ein Blick und dort ein Blick. Ein Hinterkopf, ein Tisch, eine schattenhafte Gestalt.

Und die blauen Lichter.

Viele Häuser waren leer. Aber wann immer er ein Haus mit Leuten fand, dann gab es auch die blauen Lichter. Soweit er es beurteilen konnte, waren es ein-

fache blaue Birnen in normalen Fassungen. Sie gaben ein blaßblaues Licht, das dem glich, das er in jener Nacht auf der Thorne-Ranch gesehen hatte.

Und um diese blauen Lichter herum saßen die Leute von Jefferson Springs. In jedem bewohnten Haus waren mindestens zehn Personen versammelt. Sie saßen regungslos auf Stühlen oder auf dem Boden und redeten nicht ein einziges Wort. Ellery konnte im fahlen Licht erkennen, daß ihre Augen geöffnet waren, aber ihr Blick war auf Dinge gerichtet, die nichts mit dieser Welt zu tun hatten.

So angestrengt Ellery auch lauschte, er konnte nichts hören. Wenn irgendeine Übermittlung im Gange war, so geschah sie lautlos.

Ellery konnte nie feststellen, wann diese Versammlungen anfangen, da er es nicht wagte, vor Anbruch der Dunkelheit um die Häuser zu schleichen. Das Ende von zwei Sitzungen hatte er jedoch miterlebt. Zu irgendeinem Zeitpunkt, wie auf ein unsichtbares Zeichen hin, erwachten alle Beteiligten aus ihrem Trancezustand. Der Gastgeber schraubte die blauen Birnen heraus und ersetzte sie durch normale weiße. Man unterhielt sich, es gab Kaffee, und dann fuhren die Gäste nach Hause.

Da sich Ellery immer versteckt hielt, entdeckten ihn die Kolonisten auch nicht. Sie waren schließlich nicht allmächtig.

Ellerys Beobachtungen ließen sich leicht zusammenfassen. Es war klar, daß sich die Kolonisten gruppenweise trafen. Mal in diesem Haus, mal in jenem. Die blauen Lichter, die zu dem Ritual auf der Thorne-Ranch gehört hatten, erfüllten bei den kleineren Versammlungen offensichtlich denselben Zweck. Es handelte sich um Zeremonien mit irgendeinem religiösen Anstrich.

Doch wie ging das vor sich? Es fand keine Unterhaltung statt, und es gab keinerlei Apparate. Die Leute setzten sich einfach hin, die blauen Lichter gingen an, und die Leute fielen in einen Trancezustand. Und was geschah dann? Nun, die Kolonisten mußten so trainiert sein, daß sie beim Anblick der blauen Lichter in eine Art freiwillige Hypnose verfielen. Es war sicher mehr als Hypnose, aber so konnte man es wenigstens erklären. Also gut: Sie saßen vor den blauen Lichtern und sahen nichts. Und dann sahen sie ...

Ja, was sahen sie dann? Wahrscheinlich Szenen und Ereignisse aus ihrer Welt, aus dem Milchstraßensystem. Szenen und Ereignisse, von denen sich Ellery keine Vorstellung machen konnte. Nicht, ehe er in der Zentrale gewesen war.

Denn dafür war die Zentrale da.

Als Ellery wieder in *seinem* Haus war, machte er sich über Cynthia Gedanken. Er hatte sie bei keiner dieser Privatversammlungen gesehen. Vielleicht war

sie keine gute Bürgerin. Vielleicht glaubte sie ihre Schuldigkeit getan zu haben, als sie zu dem großen Treffen auf der Thorne-Ranch gegangen war.

Ellery machte Fortschritte. Er wußte es, und es erfüllte ihn mit Genugtuung. Gleichzeitig wußte er aber auch, daß er seine Fortschritte nicht schnell genug machte. Dennoch ...

Er hatte jetzt den Schlüssel zu der fremden Kultur in der Hand. Sein Notizbuch hatte sich bezahlt gemacht. Sein Notizbuch und die langen, einsamen Stunden. Er hatte den Schlüssel.

Wie war es den Angehörigen der galaktischen Zivilisation möglich, in einer primitiven Kultur zu leben? Wie konnten sie in einer für sie völlig fremden Umgebung existieren? Wie funktionierte das galaktische Kolonialsystem?

Es war keine Maskerade. Die Leute glaubten bis zu einem gewissen Punkt an das Leben, das sie führten. Es war ihr Leben, und es war ihre Kultur. So mußte es sein.

Aber sie hatten nicht nur die *eine* Kultur. Das war der springende Punkt.

Die galaktische Regierung hatte die Kolonisten zunächst im Hinblick auf ihre eigene Kultur geschult. Das war das Kerngehäuse, das Gerippe, das für alle Bürger gleich war, egal, wo sie später einmal leben würden. Dann erst wurden die Kolonisten mit den

Sitten und Gebräuchen der Gegenden vertraut gemacht, in die sie geschickt werden sollten. Und das war natürlich für jeden Bürger verschieden.

Das System war schwierig und hatte gewiß manche Opposition herausgefordert. Doch schließlich hatte es geklappt. In einer unzivilisierten Welt wäre dieses System nie durchzuführen gewesen. Aber das war der springende Punkt: Diese Leute waren zivilisiert!

Diese Leute hatten vor langer Zeit gelernt, daß die Kultur als solche zählt: das tiefverwurzelte Wissen, der Glaube und die Kenntnisse um die wichtigsten Dinge des Lebens.

Mit dieser Kenntnis der Grundbegriffe konnte man überall leben und sich überall anpassen.

Alle menschlichen Wesen – sonst wären sie keine menschlichen Wesen – haben einiges gemeinsam: Sie müssen essen, sie müssen schlafen und sie müssen sich paaren. Wer in einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht aufwächst, wird es in der Art der ganz bestimmten Gesellschaftsschicht handhaben. Und es wird ihm gefallen – ganz einfach, weil er nichts anderes kennt. Da der Mensch nicht gern allein lebt, wird er sich in Gruppen zusammenschließen. Familien? Das kann die Ehe mit einer Frau oder Vielweiberei sein, Matriarchat oder Patriarchat. Das kommt darauf an, wie man aufgewachsen ist. Ernährung? Man kann sich vom Jagen und Fischen, vom Getreidebau oder

aus Dosen ernähren. Das kommt darauf an, wie man es gewöhnt ist. Kunst? Der Bogen reicht vom Trommelschlagen und Maskentanz bis zum Bücherlesen. Man mag das gern, was man kennengelernt hat.

Da die Kolonisten die Grundbegriffe kannten, *konn-  
ten sie sich in jeder menschlichen Gesellschaft glücklich  
fühlen.*

Und die Kolonisten blieben auf dem Stand ihrer Kultur, weil sie ständigen Kontakt mit ihrer Kultur und ihrer Zivilisation hatten. Dafür sorgte die galaktische Regierung. Und dort saßen natürlich keine Dummköpfe.

Denn eins schien Ellery klar zu sein. Die wirklich intelligenten und erfolgreichen Bewohner des Milchstraßensystems hatten entweder verantwortliche Posten auf ihren eigenen Planeten oder arbeiteten in der galaktischen Flotte. Die Leute, die aufgrund der Übervölkerung ausgesiedelt wurden, waren die Schwachen, die Dummen – die Ausgestoßenen. So war es zwar ursprünglich nicht geplant gewesen, aber so hatte es sich ergeben.

Die Erwachsenen wurden in der Zentrale geschult, ehe man ihnen gestattete, in die Kolonien zu ziehen. Die Kinder, die in den Kolonien geboren wurden, erhielten zwar von den Kolonisten Unterricht, mußten aber in einem gewissen Alter für die Dauer von drei Erdenjahren zur intensiven Ausbildung in die Zentrale.

Paul Ellery hatte den Schlüssel zu der fremden Kultur. Er verstand alles so gut, wie es ein Außenstehender je verstehen konnte.

Aber was konnte er mit dem Schlüssel anfangen?

Wie konnte er ihn *benutzen*?

Er wußte es nicht.

Er versuchte sein Bestes, aber er fühlte, wie ihm die Zeit unter den Fingern zerrann.

Dann kam ein Fußballspiel. Es war das letzte in der Saison und fand am Thanksgiving-Tag statt. Jefferson Springs spielte gegen Eagle Pass. Wegen der Farmer, die samstags und an Feiertagen nachmittags zum Einkauf in die Stadt kamen, und wegen der Geschäftsleute wurde – wie immer – nachts unter Flutlicht gespielt.

Ellery kam mit Cynthia, die in ihrem Rock und Pullover und den flachen Schuhen jung und frisch und fast unschuldig aussah. Sie hatten einen guten Platz, und er genoß das Spiel. Fußball in Texas war ein hartes, rauhes und schnelles Spiel.

Cynthia verfolgte das Spiel mit völligem Desinteresse, obwohl sie zur rechten Zeit die richtigen Töne von sich gab. Ellery, der selbst vor langer Zeit gespielt hatte, hielt sich mit seinen Äußerungen zurück, weil er auf der falschen Seite stand. Er wünschte verzweifelt, daß Eagle Pass gewinnen würde.

Dort spielten zwei Brüder. Dave und Tom Toney. Beides Läufer. Gute Leute, die alles aus sich herausholten. Ellery drückte ihnen heimlich beide Daumen.

*Los, Dave, dachte er, los, Tom. Gebt es ihnen. Und Dave und Tom gaben es ihnen.*

Ellery war stolz. Die Jefferson-Springs-Mannschaft spielte nicht schlecht, aber ihnen fehlte der entscheidende Funke. Sie fühlten sich ein wenig überlegen, und das war ihr Fehler. Sie wurden immer wieder von Eagle Pass überrumpelt.

*Los, Dave, los, Tom!*

Und Ellery hielt weiterhin die Daumen. Er war ein Außenseiter. Er gehörte weder zu Jefferson Springs noch zu Eagle Pass; aber er fühlte sich mit Eagle Pass mehr verbunden. Das waren immerhin Wesen, zu denen er auch einmal gehört hatte.

Ellery beobachtete das Spielfeld und rang mit seinen Gedanken. Was sollte er tun!

*Gib es ihnen!*

Er konnte kein Leben führen, das keinen Sinn hatte. Er konnte nicht zu Anne zurückkehren und wie im Zoo leben. Er konnte keine Kinder in eine Welt setzen, die ein Reservat war. Er konnte nicht zusehen, wie seine Kinder Dinge herausfanden, die andere schon vor Millionen Jahren vergessen hatten.

Es gab keine Geheimwaffe, die er entdecken konnte. Das galaktische System war zu perfekt aufgebaut,

um von einem einzigen Mann, nach dazu einem Wilden, über den Haufen geworfen zu werden.

Er würde es natürlich weiterhin versuchen. Aber er würde bis zu dem Zeitpunkt, zu dem sich die Fremden entschlossen, ihn in die Zentrale zu schicken, keine Lösung des Problems finden. Und er würde sich ohne viel Aufhebens zur Zentrale schicken lassen.

Danach würde er nicht mehr Paul Ellery sein.

*Los, Dave, los, Tom!*

Jetzt, wo er sie verlieren sollte, gefiel ihm die Erde recht gut. Mit all ihren Freuden und Schmerzen, mit all ihrer Schönheit und all ihrem Schmutz.

Aber was war ein Leben ohne irgendeinen Sinn für ihn?

Vielleicht brauchte er kein zweiter Hamilton Withrow zu werden. Vielleicht konnte er so etwas wie John werden. Er mochte John. Er könnte ein besseres Leben führen als jetzt. Er würde über den Dingen stehen. Jede Kultur war besser als gar keine – wenn man nur daran glaubte. Und er würde nach der Zeit in der Zentrale daran glauben. Das stand wohl einwandfrei fest.

*Los, Dave, los, Tom!*

Eagle Pass gewann. Die Mannschaft hüpfte fröhlich und jubelnd vom Feld. Ellery war so stolz, als hätte er das Spiel gewonnen.

Verdammt, es *mußte* irgendeinen Weg geben. Wenn er nur mehr Zeit hätte ...

Als er aufstand, tippte ihm jemand auf die Schulter. Ellery drehte sich um. Es war Samuel Cartwright, der korpulente Bürgermeister von Jefferson Springs. Sein Gesicht glänzte.

»Guten Abend, Cynthia.« Er vermied es, beim Sprechen die Lippen zu bewegen. »Schön, Sie wieder mal zu sehen, Paul. Wie kommen Sie zurecht?«

»Ausgezeichnet«, log Ellery, »ich komme ausgezeichnet zurecht.«

»Das freut mich zu hören«, sagte Bürgermeister Cartwright. »Ah, was ich noch sagen wollte, Paul ...«

»Ja?«

»Könnten Sie nicht morgen bei mir im Büro vorbeikommen? Sie wissen, wo das ist – drüben im Amtsgebäude. Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Worüber?«

»Nun, über Ihre Zukunft und so. Es wäre schon wichtig, daß Sie kämen. Sie wissen das, Paul.«

»Ja, ich weiß«, murmelte Paul Ellery. »Ich werde kommen.«

»Fein«, nickte Bürgermeister Cartwright. »Ich bin sicher, daß unsere Unterhaltung für alle Teile zufriedenstellend verlaufen wird.«

Cynthia lächelte.

Das Amtsgebäude von Jefferson Springs war ein einzelnstehender riesiger Bau, der den Eindruck eines ganzen Häuserblocks erweckte. Das Gebäude war relativ modern und schien sich noch nicht ganz von dem Schock erholt zu haben, in Jefferson Springs zu stehen. Es befand sich in einer Seitenstraße, genau gegenüber vom Wasserturm.

Bürgermeister Cartwright thronte in einem unheimlich großen Büro im ersten Stock. Um zu dokumentieren, daß er ein wichtiger Politiker war, den man nicht unterschätzen durfte, hatte er einen Behälter mit Eiswasser und eine offene Zigarrenkiste auf seinem Schreibtisch.

Um dem großen Mann genügend Zeit zu lassen, sich in seinem Heiligtum in Positur zu setzen, wartete Ellery bis kurz nach zehn, ehe er an die Tür klopfte.

»Nur herein«, rief der Bürgermeister jovial.

Ellery trat ein.

Samuel Cartwright schüttelte ihm die Hand und bot ihm eine Zigarre an. Ellery, der Zigarren nicht sonderlich gern rauchte, nahm sie aus Höflichkeit an.

»Machen Sie die Tür zu, und setzen Sie sich, Paul. Schöner Tag heute, mächtig schöner Tag.«

»Ja, mächtig schön«, murmelte Ellery.

»Und jetzt zünden Sie sich die Zigarre an, mein Sohn. Ich mag es, wenn es sich ein Mann bequem macht.«

*Jeder nennt mich ›mein Sohn‹, dachte Ellery. Ich möchte wissen, was die da oben für eine Biologie haben.*

Bürgermeister Cartwright schnippte ein Feuerzeug an, das tatsächlich funktionierte – es mußte sich zweifellos um das Produkt einer Superwissenschaft handeln –, und gab Ellery Feuer.

»Vielen Dank«, sagte Ellery und stieß eine dicke Rauchwolke aus, um zu zeigen, daß ihm die Zigarre schmeckte.

»Doch nun zum Geschäftlichen, Paul. Ich nehme an, daß Sie wissen, warum Sie hier sind, mein Sohn.«

»Mehr oder weniger. Ich hoffe, daß ich nichts falsch gemacht habe?«

»Keineswegs, mein Sohn. Sie haben sich, wenn ich so sagen darf, vorbildlich verhalten.«

*Blablabla.* »Vielen Dank, daß Sie das sagen, Bürgermeister.«

»Ich weiß, daß es nicht leicht für Sie war, Paul«, sagte der Bürgermeister langsam. »Sie leben jetzt seit fast sechs Monaten in unserer Mitte, und Sie haben sich in einer schwierigen Situation befunden. Es ist für keinen Mann leicht, sein altes Leben abzuschütteln und ein neues zu beginnen. Wir wissen das alle, Paul. Wir haben das alle selbst erlebt.«

»Das glaube ich.«

»Es stimmt auch. Wir haben Sie beobachtet, und Sie haben sich – wie gesagt – vorbildlich verhalten. Wir sind jedoch zu der Überzeugung gekommen, daß man die sogenannte Probezeit nicht unnötig verlängern sollte. Ein Mann kann nicht alles selbst herausfinden. Es kommt die Zeit, wo er Hilfe braucht. Es kommt die Zeit, wo er das Ufer verlassen und im tiefen Wasser schwimmen muß.«

»Sie haben natürlich recht«, sagte Ellery.

Cartwright zog an seiner Zigarre und paffte den Rauch in die Luft. »Dafür ist die Zentrale da, Paul. Sie ist dafür da, um Ihnen zu helfen. Wir wollen, daß Sie das verstehen. Wir mußten selbst durch die Zentrale gehen, und wir schicken unsere eigenen Kinder dorthin. Die Ausbildung dauert ein paar Jahre, und Sie haben sich einer gewissen Disziplin zu unterwerfen. Aber auf lange Sicht gesehen, geschieht alles zum Besten.«

»Wann soll ich anfangen?«

»Es hat sich herausgestellt, daß sich in den frühen Morgenstunden des ersten Januar ein Geleitschiff in dieser Gegend befindet. Soviel ich weiß, gegen ein Uhr morgens. Sie werden außerhalb der Stadt, auf der Jim-Walls-Ranch an Bord genommen. Von diesem Augenblick an sind Sie so lange der Gerichtsbarkeit des Zentrums unterstellt, bis man Sie für fähig

hält, einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Ich bin ziemlich sicher, daß man Sie dann zur Erde zurückschickt, da Sie mit den Sitten und Gebräuchen und der Sprache vertraut sind – aber die Entscheidung darüber liegt natürlich bei der Zentrale. Sie werden also die Erde in der Neujahrsnacht verlassen.« Er lächelte stolz. »Das ist doch recht symbolisch, nicht wahr?«

»Ja, recht symbolisch.«

»Sie werden Dinge sehen und erleben und Dinge lernen, die außerhalb Ihrer Vorstellungskraft liegen, Paul. Es ist mehr als eine neue Welt – es ist ein neues *Universum*. Und wenn Sie zurückkommen, dann gehören Sie zu uns – dann gehören Sie *wirklich* zu uns. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie, wenn Sie zurückkommen, Jefferson Springs mit ganz anderen Augen sehen werden. Alles, was Sie bis jetzt von dem Ort kennengelernt zu haben glauben, sind nichts weiter als oberflächliche Eindrücke. Nach Ihrer Rückkehr wird das richtige Leben für Sie beginnen.«

»Ich verstehe.«

»Ich bin sicher, daß Sie das verstehen. Und Paul ...«

»Ja?«

»Wenn Sie zurückkommen, unterstehen Sie natürlich unseren Gesetzen – oder denen einer anderen Kolonie. Sie haben vielleicht schon gemerkt, daß unsere Gesetze unter gewissen Umständen recht streng sein

können. Doch verstehen Sie mich recht, ich will Ihnen nicht drohen ... Man wird Ihnen die Notwendigkeit dieser Gesetze in der Zentrale erklären, und ich bin sicher, daß Sie sie verstehen. Wir sind in unserer Position zu strengen Gesetzen gezwungen. Sie dienen sowohl zum Schutz der Eingeborenen als auch zu unserer Selbsterhaltung. Ehe Sie die Erde verlassen, sind Sie – verzeihen Sie meine Offenheit – als Eingeborener eingestuft und unterstehen Ihren eigenen Gesetzen. Doch wir haben Ihnen die Schwierigkeiten unserer Position hier schon früher erklärt. Wenn Sie es sich jedoch anders überlegt haben, Paul, und von unserem Angebot keinen Gebrauch machen wollen, dann müßten Sie es jetzt sagen. Noch können Sie Jefferson Springs verlassen und die Vorzüge der Verwaltung den Eingeborenen gegenüber genießen. Wenn Sie erst einmal an Bord des Zentrum-Schiffes sind, dann ist es zu spät. Und wenn Sie zurückkommen, werden Sie natürlich nicht ganz – derselbe sein.«

»Mein Entschluß steht fest«, sagte Ellery.

»Fein, fein. Ich bin sicher, daß alles sehr sanft für Sie verläuft. Bis das Schiff Sie abholt, gehen Sie einfach Ihrer gewohnten Arbeit nach. Ich hoffe, daß Sie keine Unannehmlichkeiten haben.«

»Sie sind alle sehr freundlich zu mir.«

»Nun, wir versuchen, unser Bestes zu tun, Paul. Wirklich. Obwohl wir wirklich unsere eigenen

Schwierigkeiten haben, bemühen wir uns, uns wie – wenn ich das so sagen darf – zivilisierte Männer und Frauen zu benehmen.«

»Sehr anerkennenswert.«

»Also gut, Paul. Ich werde Sie wahrscheinlich noch einmal sehen, ehe Sie die Erde verlassen. Alles Gute.«

Nachdem er Ellery wieder die Hand geschüttelt hatte, verließ Ellery das Amtsgebäude. Als er die Hauptstraße erreicht hatte, nahm er die Zigarre aus dem Mund und zertrat sie mit seinem Absatz.

Jetzt wußte er, woran er war.

Er hatte noch etwas mehr als einen Monat Zeit. Dreißig und ein paar Tage, um Paul Ellery zu sein.

Es würde einfach sein, aufzugeben und auf das zu warten, was auf ihn zukam. Fast wäre er sofort dazu bereit. Man konnte nur so lange mit dem Kopf gegen eine Wand schlagen, bis man einsah, daß die Wand wirklich nicht nachgab.

Er wußte nicht, was er im Jefferson Springs Café aß. Es war jedenfalls so scharf, daß es ihm fast den Magen zerriß. Danach ging er zur Arbeit.

Es war ein Uhr mittags, als er die Redaktion betrat. Aber Jeremiah Stubbs schaute mißbilligend auf seine große, goldene Uhr und rückte dann seinen grünen Augenschirm zurecht.

»Eine Geschäftsbesprechung«, erklärte Ellery. »Ich mußte zum Bürgermeister gehen.«

»Sie mußten zum Bürgermeister gehen«, wiederholte Mr. Stubbs im Zeitlupentempo. »Sie – mußten – zum – Bürgermeister – gehen.«

»Sie haben das Wesentlichste erfaßt, Abner.«

»Für Sie *Mister* Stubbs, junger Mann.«

»Aber Ihre Freunde nennen Sie doch Abner, nicht wahr? Bin ich nun Ihr Freund oder nicht? Jetzt werde ich mich an die Arbeit machen und die Titelseite für Sie schreiben. Die können wir dann gleich morgen früh umbrechen.«

»Gut«, murmelte Mr. Stubbs zufrieden. »Jetzt hat es Sie doch gepackt, wie, mein Sohn? Ich wußte, daß Sie das Zeug zum Reporter haben.«

»Vielen Dank, Abner«, sagte Ellery.

Auf dem Wege zu seinem Büro hörte Ellery, wie Mr. Stubbs' Stuhl knarrte, was darauf hindeutete, daß Stubbs wieder seine übliche Haltung eingenommen hatte und die Wand anstarrte.

Ellery riß mit Gewalt das Fenster auf, das sich nachts durch magische Kräfte immer wieder von selbst zu schließen schien. Es war zwar reichlich frisch, aber die Luft im Büro war zu stickig, um darin arbeiten zu können.

Er setzte sich an die altersschwache Schreibmaschine, spannte einen Bogen ein und machte sich an die Arbeit.

Einen Monat hatte er noch Zeit.

AMATEURE PLANEN WILDWESTSCHAU.

Würde Cynthia auf ihn warten, falls er zurückkäme? Wollte er, daß sie auf ihn wartete?

NELLE FAYE MOSELY HEIRATET BILLY JOE ADAMS.

Wer waren die anderen? Wo waren sie? Was waren sie? Was hatten sie mit dem Ganzen zu tun? Warum hatte er geschrien, als er sie in jener Nacht flüchtig bemerkt hatte?

DIE PARTY BEI SUE ROBERTS WAR BEZAUBERND.

Welche Rolle spielte John? Sicher mehr als eine. Aber welche? Das Telefon läutete. Sein Telefon. Es war ein altes Ungetüm in der Ecke, das er von seinem Platz aus nicht erreichen konnte. Es hatte noch *nie* geläutet. Ellery war gar nicht sicher gewesen, daß es überhaupt angeschlossen war.

Er stand auf und nahm den Hörer ab.

»Ja?«

»Mr. Paul Ellery?«

»Am Apparat.«

»Wir haben für Sie ein Ferngespräch aus Austin, Texas. Bleiben Sie bitte am Apparat.«

Ellery zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Austin ... »Hallo, Paul? Bist du es, Paul?«

Anne. Seine Hände wurden feucht.

»Ja, Annie, ich bin es.«

»Paul, was machst du denn um alles in der Welt in einer Zeitungsredaktion? Ich habe die Auskunft angerufen, und die haben mir gesagt, daß ich dich dort erreichen würde. Was tust du, Paul?«

Mr. Stubbs' Stuhl knarrte im anderen Zimmer.

»Das kann ich dir jetzt nicht erklären, Annie. Aber mir geht es gut. Mach dir keine Gedanken.«

»Paul, du bist so weit weg. Ell, hier ist Annie.«

»Ich weiß, Liebling. Ich kann im Augenblick schlecht reden.«

»Ell, ich möchte dich sehen. Ich muß dich sehen.«

»Ich möchte dich auch sehen, Annie. Das weißt du.«

»Ich will nicht neugierig sein, aber du hast weder geschrieben noch telefoniert noch sonst etwas. Hast du meine Briefe bekommen?«

»Ja, ja, ich habe sie bekommen.«

»Paul! Ich weiß, daß es mich nichts angeht! Aber es ist schon so lange her! Du weißt, daß ich nie versucht habe, mich aufzudrängen – aber – aber – wir haben uns immer so gut verstanden – und – und ich dachte ...«

»Ja, Annie.«

»Ell, kann ich zu dir kommen? Nur für eine kurze Zeit? Ich weiß, daß du viel zu tun hast, aber ich könnte hier einen Bus nehmen. Ich könnte am Freitag kommen, und vielleicht könnten wir zusammen zu-

rückfahren. Das ist doch nicht zuviel verlangt, Paul, oder?«

»Nein, Liebling, das ist nicht zuviel verlangt.«

»Kann ich kommen? Soll ich kommen? Ich hasse es, so töricht zu fragen.«

»Annie.«

»Was?«

»Annie, du kannst nicht herkommen.«

»Paul, was ist los?«

»Ich kann es dir nicht erklären. Ich kann es einfach nicht.«

»Mein Gott, du brauchst doch alles nicht so geheimnisvoll zu machen! Warum *kann* ich nicht kommen?«

»Du kannst einfach nicht kommen, Baby. Ich würde es dir erklären, wenn ich könnte.«

»Meinst du, daß du nicht *willst*, daß ich komme. Ist es das, Paul?«

Ellery fühlte, wie der Boden unter seinen Füßen wankte. *Verdammt noch mal, rede weiter*, dachte er. *Sage ihr, daß dir an ihrer Gegenwart nichts liegt. Bringe sie dazu, daß sie dich haßt. Das ist das einzige, was du für sie jetzt tun kannst. Sei einmal in deinem Leben anständig. Denke einmal auch an einen anderen Menschen; nur ein einziges Mal.*

»Ist es das, Paul?«

»Ja, Annie«, sagte er, »das ist es.«

Schweigen. Endloses Schweigen.

»Paul?«

»Ja, Annie.«

»Ich habe dich geliebt, Paul. Ich habe dich ehrlich geliebt.«

Sie hängte ein. Das Klicken klang in seinen Ohren wie eine Explosion.

Ellery legte langsam den Hörer auf die Gabel zurück. Er zog das Papier aus der Schreibmaschine, sortierte seine Geschichten und übergab sie Mr. Stubbs, der in der offenen Tür stand.

»Nehmen Sie's nicht tragisch«, sagte Mr. Stubbs sanft.

»Okay, Abner.«

Er eilte nach draußen in ein mattes Sonnenlicht. Er entfernte sich mit raschen Schritten vom Büro.

Ohne Ziel.

Die Luft war kalt, und seine Augen brannten so, daß er kaum etwas sehen konnte.

Ellerys Uhr lief langsam ab.

Die Tage zwischen dem Thanksgiving-Tag und Weihnachten waren für ihn schon immer schnell vergangen. Er konnte sich erinnern, daß ihm während der Schulzeit die beiden Feiertage so dicht aufeinander vorgekommen waren, als wären sie fast ein einziger Tag. Weihnachten hatte ihm nicht viel mehr bedeutet als eine angenehme Unterbrechung der Schulzeit, die mit Geschenken und Besuchen verbunden war. Und dann war wieder einmal ein Jahr zu Ende, und ein neues begann.

Silvester war eine Nacht, die unweigerlich mit einer Party verbunden war. Eine Nacht, die er seit – ja, seit wann? – immer mit Anne verbracht hatte.

Eine Nacht voller Champagner. Eine Nacht voller Lachen.

Eine lange Nacht.

Eine lustige Nacht.

Er hatte diese Nacht nie bewußt als Jahresabschluß angesehen. Am nächsten Tag mußte er daran denken, bei seinen Briefen eine andere Jahreszahl einzusetzen. Das war alles. Die tiefschürfenden Neujahrsansprachen im Radio hatte er sich immer geschenkt.

In diesem Jahr war es anders. Silvester bedeutete

für ihn ein Lebensabschluß. Danach würde es den Paul Ellery, den er kannte, nicht mehr geben.

Der Dezember war kalt und regnerisch gewesen. Und heute war Heiligabend. Sieben Tage blieben ihm noch.

Er hatte wieder einmal über seinen Notizbüchern gebrütet, aber er war nicht einen Schritt vorwärtsgekommen. Die Geheimwaffe, die er suchte, gab es wahrscheinlich nicht.

Es war sieben Uhr und bereits dunkel in Jefferson Springs. Nichts deutete darauf hin, daß heute ein besonderer Abend war. Die Bewohner von Jefferson Springs hatten es nicht einmal für nötig befunden, bunte Lichter über die Straßen zu spannen und Kränze mit Kugeln und Papierglocken an die Türen zu hängen, wie es überall in Texas Brauch war.

Ellery hatte gehofft, daß Cynthia kommen würde, aber sie war anderweitig verabredet. Er kam sich verlassen vor und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Er hatte keine Geschenke, weil die alle nach Hause geschickt worden waren. Und er kam nicht einmal auf den Gedanken, nach Hause zu fahren. Dabei vermißte er irgendwie seine Eltern. Obwohl er ehrlich genug war sich einzugestehen, daß das einzig und allein seine Schuld war, hatte er trotzdem das Gefühl, daß man ihn vergessen hatte.

Er war so verzweifelt, daß er sogar das Radio anstellte. Er hörte die Stimme des Weihnachtsmannes, der in diesem Jahr wohl – im Auftrag eines großen Warenhauses – den Heiligabend vor dem Alamo in San Antonio verbrachte.

Ellery suchte einen anderen Sender.

Es erklangen Weihnachtslieder. Sie waren wunderschön, aber so melancholisch, daß sie ihn deprimierten.

Ellery drehte weiter und hörte sich die dramatische Geschichte eines alten, reichen, geizigen Mannes an, dessen kaltes Herz durch die Weihnachtsglocken so weich wurde, daß er sich in seniler Sentimentalität fortan allen kleinen Kindern, allen herrenlosen Hunden und streunenden Katzen widmete.

Um halb neun klopfte es an die Tür.

Ellery erhob sich und riß – in der Hoffnung, daß es Cynthia sein könnte – die Tür weit auf. Es war jedoch nicht Cynthia. Vor ihm standen die beiden Männer, die ihn schon zweimal zum Raumschiff begleitet hatten. Der ständige Pfeifenraucher rauchte zur Feier des Tages nicht.

»Nun, meine Herren«, sagte Ellery, der froh war, überhaupt jemand zu sehen, »wollen Sie nicht näher treten?«

Sie zögerten. »Wir haben eine Nachricht für Sie«, sagte der nichtrauchende Pfeifenraucher.

»Deshalb können Sie ja hereinkommen«, sagte Ellery. »Ich mache Ihnen doch sicher schon genug Umstände.«

»Aber nein«, wehrten sie ab, wobei sie fast ein wenig verschämt lächelten. Dann traten sie zögernd ein und setzten sich auf die Couch. Ellery riß den einfachen, weißen Briefumschlag auf und las die wenigen Worte, die auf ein Blatt Schreibmaschinenpapier getippt waren:

*Am Heiligen Abend sollte man nicht allein sein. Der Scotch steht bereit. Kommen Sie herauf. John.*

Ellery fühlte sich besser. Viel besser.

»Ich kenne nicht einmal Ihre Namen«, sagte er zu den beiden Männern.

Der Pfeifenraucher sagte: »Ich bin Bob. Er ist Clark.«

*Konversation ist vielleicht nicht ihre Stärke*, dachte Ellery. »Wie wäre es vor der Abfahrt mit einem Glas Wein? Bob? Clark?«

»Nein, danke«, wehrte Clark ab. »Wir sind im Dienst.«

»Trotzdem vielen Dank«, sagte Bob. »Wir befinden uns noch in der Ausbildung und könnten durch so etwas Ärger bekommen.«

»Okay«, murmelte Ellery. »Das müssen Sie selbst am besten wissen.« Er drehte ohne Bedauern das Radio aus und schaltete das Licht auf der Terrasse an.

Die Fahrt verlief wie immer. Sie stiegen in den schwarzen, großen Buick – wo stand der Wagen eigentlich, wenn er nicht benutzt wurde? Auf dem Feld? Oder wo? – und fuhren aus der Stadt hinaus. Diesmal war die Metallkugel auf der Walls-Ranch – gleich außerhalb der Stadt – gelandet. Das Ding war wirklich fast unsichtbar. Man erkannte es erst, wenn man dicht davor stand. Die automatische Tür öffnete sich. Sie stiegen ein, und die Kugel stieg senkrecht in die Nacht empor.

Etwas erfuhr Ellery während dieser Fahrt.

Nachdem Bob sichtlich erleichtert seine Pfeife wieder in Brand gesetzt hatte, sagte er: »Sie müssen ziemlich außergewöhnlich sein, Mr. Ellery.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe noch nie erlebt, daß der alte Mann ein so starkes Interesse an einem – an einem ...«

»... Eingeborenen hat«, half ihm Ellery lächelnd.

»Ja. Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Macht nichts. Tatsachen sind Tatsachen.«

Bob nickte bewundernd. »Im allgemeinen kommt man an den alten Mann schwer heran«, sagte er. »Er muß Sie gern haben.«

Clark stieß den anderen an, und Bob sagte daraufhin nichts mehr. Ellery schloß, daß es nicht jedem erlaubt war, sich in längere Gespräche mit den Eingeborenen einzulassen. Die Kontaktpflege war offen-

sichtlich Männern wie John vorbehalten. Ellery hoffte, daß Johns Einladung spontan gewesen war und daß er, Ellery, nicht in Johns heutigem Tagespensum eingeplant war. Aber wer konnte das sagen?

Trotzdem: Wenn John noch irgend etwas von ihm wollte, dann mußte er es ihm heute sagen. Paul Ellery würde nicht mehr lange auf dieser Erde sein.

Die Kugel schwebte zum Raumschiff empor und stoppte. Die Auffangschleusen öffneten sich, die Kugel rastete ein, die automatische Tür öffnete sich, und das gedämpfte gelbe Licht drang ihnen entgegen.

Diesmal trennten sich die beiden Männer gleich von ihm, und er ging allein den endlos langen Gang entlang. Als er am Ende des Korridors dicht vor der schweren Tür stand, öffnete sie sich lautlos, und Ellery betrat Johns Heiligtum.

Der kleine, dicke Mann saß hinter dem Schreibtisch. Er hatte seine Füße auf einen Hocker gelegt und las eine Zeitschrift. Als Ellery eintrat, schaute er auf und schleuderte die Zeitschrift ärgerlich auf den Schreibtisch.

»Propaganda«, schnaubte er, »alles Propaganda! Ich bin froh, daß Sie gekommen sind Verdammt froh!«

»Vielen Dank«, sagte Ellery. Die freundschaftliche Begrüßung tat ihm ungemein wohl. Er schüttelte Johns Hand. »Es war sehr nett, daß Sie mich heraufgebeten haben.«

»Unsinn, Paul, Unsinn! Meinen Sie nicht, daß ich hier oben auch manchmal einsam bin?«

»Nun, ja«, murmelte Ellery und setzte sich in den Sessel vor den Schreibtisch. »Sie haben Ihre Arbeit, Ihre Freunde und so.«

»Meine Freunde sind Dummköpfe«, verkündete John. »Da ich mich zu erinnern glaube, daß Sie Scotch mögen, habe ich für Nachschub gesorgt. Für ein primitives Getränk ist er wirklich nicht schlecht. Man kann sich daran gewöhnen.«

Er füllte zwei Gläser, leerte eins auf einen Zug und füllte es gleich wieder.

Ellery fühlte sich entspannt. Er vergaß seine Sorgen. *Therapie*, dachte er, *John ist ein prima Landarzt*.

»Wie ich sehe, lesen Sie wieder einmal Science Fiction«, sagte Ellery und deutete auf die zerknüllte Zeitschrift auf Johns Schreibtisch.

John biß an.

»Unglaublich«, murmelte er unwillig. »Mitunter faszinierend, aber so phantastisch, daß man nur den Kopf schütteln kann.«

John trank seinen zweiten Whisky.

Ellery, der John gut genug kannte, um zu wissen, was jetzt kam, holte seine Pfeife hervor und zündete sie an. Doch während er sich behaglich zurücklehnte und auf Johns Redeschwall wartete, dachte er: *Er hat mich aus einem bestimmten Grund heraufgeholt. Das ist*

*seine letzte Chance. Wenn er irgend etwas sagen oder unternehmen will, dann muß er es heute tun.*

John war bei seinem Lieblingsthema angelangt und ganz in seinem Element. Er sprang wie ein Gummiball auf seine Füße und griff nach der utopischen Zeitschrift.

»Schauen Sie sich das an«, sagte er und hielt Ellery das Titelbild vor die Nase. *»Schauen Sie sich das an!«*

Ellery schaute. Ohne sichtliches Interesse; eigentlich nur, um seinem Gastgeber einen Gefallen zu tun. Auf dem Titelbild war ein kahlköpfiger Mann mit einem geschwollenen Kopf abgebildet. Der kahlköpfige Mann schaute intensiv auf eine Art Schraubenschlüssel, der in der Luft hing.

»Sehen Sie?« forschte John.

»Nun ja«, murmelte Ellery, »was soll das sein?«

»Es ist ein Supermann, verdammt noch mal!« rief John aus. *»Ich hasse Supermänner!«*

Der kleine, dicke Mann mit dem roten Gesicht nahm wieder einen kräftigen Schluck Whisky zu sich und begann in seinem Büro auf und ab zu gehen. Egal, was John sagte oder tat, von ihm ging immer etwas Dynamisches aus, etwas, dem man sich nicht entziehen konnte.

»Sie hassen Supermänner«, sagte Ellery. Wenn einem die eigenen Worte fehlten – so hatte er vor langer Zeit herausgefunden –, machte es sich immer gut,

die letzten Worte des Gesprächspartners zu wiederholen. Er versuchte, seiner Stimme dabei einen gleichgültigen Tonfall zu geben.

»Ja. Ähh – wo war ich stehengeblieben? Ah, ja. Ich bin ein gerechter Mensch. Ich wäre der letzte, der einen Autor verdammt, der über Dinge und Ereignisse schreibt, die zu seiner Zeit noch völlig unbekannt sind. Auf der anderen Seite: Nehmen Sie es einem Shakespeare übel, daß er keine Geschichten über die Wasserstoffbomben geschrieben hat?«

»Natürlich nicht.«

Ellery ließ den kleinen Mann nicht aus den Augen. Er sah den ernsten Blick, das rote Gesicht, den Schmerbauch und den Haarkranz auf dem sonst kahlen Schädel. John war eine Ansammlung von Paradoxen. Er war ein Mann der Zukunft, aber er hätte genausogut ein mittelalterlicher Mönch sein können. Er war unwahrscheinlich und verrückt, aber er war genial. Er holte weit aus und warf mit Begriffen um sich, die unverständlich und unfaßbar waren. Trotzdem verstand er es gleichzeitig, einem etwas mitzuteilen, was gesagt werden mußte.

»Sehen Sie«, sagte John und schwenkte die Zeitschrift. »Ich habe nichts dagegen, wenn sich die Schreiber in die absonderlichsten Veränderungen der Vererbungslehre versteigen. Veränderungen dieser Art kann es immer dann geben, wenn eine Atom-

bombe hochgeht. Ich habe auch nichts dagegen, wenn Autoren ganze Planeten mit intelligenten Lebewesen auseinanderplatzen lassen, um damit eine neue Fortsetzung für ihre Geschichten zu bekommen. Ich habe auch nichts dagegen, wenn sie jedes Wesen aus dem All als Ungeheuer beschreiben. Verdammt noch mal, von mir aus könnten sie auch mich als Monstrum schildern. Aber ich *habe* etwas gegen ihre verflixten Supermänner, die die Erdenkinder bei der Hand nehmen und ins gelobte Land führen. Supermänner *stinken!*«

»Oh?«

»Ich werde es Ihnen erklären. Sie sind doch Wissenschaftler, nicht wahr, Paul?«

»Ich war es.«

»Sie sind es. Und wenn Ihr Gehirn noch nicht eingetrostet ist, werden Sie mir folgen können. Was halten Sie von der Theorie, daß die Menschheit im gleichen Maße fortschrittlicher wird, je größer und besser das Gehirn des einzelnen wird? Glauben Sie, daß der Fortschritt einen großen Sprung nach vorwärts macht, wenn irgendein Supermann den Weg weist?«

Ellery zog an seiner Pfeife und überlegte. »Ich glaube, daß diese Theorie falsch ist«, sagte er dann.

John nahm wieder Platz und sagte erbittert: »Paul, Sie *wissen*, daß diese Theorie falsch ist. Wollen Sie Beweise?«

»Natürlich.«

John erhob sich wieder. »Ich bin der Beweis. Verdammte, Mann, muß ich so deutlich werden? Ich repräsentiere eine Zivilisation, die Ihnen so weit überlegen ist, wie Sie den Neandertalern. Und schauen Sie mich an, Paul. Bin ich ein Supermann? Wohl kaum. Bin ich Ihnen irgendwie körperlich überlegen? Lächerlich. Sie können mich mit einem einzigen Schlag zusammenhauen. Und ich versichere Ihnen, daß ich nicht Ihre Gedanken lesen kann und daß ich auch nicht das leiseste Verlangen habe, es zu können.«

»Okay, John, aber was ...«

»Drängen Sie mich nicht.« John setzte sich wieder und füllte sein Glas. »Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie kennen die Geschichte schon, aber ich werde sie dennoch erzählen. Auf diesem Planeten, genannt Erde, spielt sich eine uralte, aber niemals langweilige Geschichte ab. Der Held der Geschichte ist ein Tier namens Mensch. Nennen wir ihn zuerst einmal Neandertaler. Ein Name ist so gut wie der andere. Er lebte in Höhlen und ernährte sich von der Jagd. *Sein Gehirn war genauso gut wie das Ihre oder das meine.* Wir wollen die Geschichte etwas zusammenraffen. Unser Held entdeckte die Landwirtschaft. Er stellte Lebensmittel her. Die kleinen Dörfer dehnten sich aus. Die Technik entwickelte sich immer mehr, Spezialisten tauchten auf. Es entstand eine neue Ge-

sellschaftsordnung. Die Industrialisierung begann. Der Mensch zog in die Städte – eine Tatsache, die unser Vorbild war. Der Mensch entdeckte die Kernspaltung – eine Tatsache, die vielleicht auch einmal unser Vorteil sein kann. Das ist das erste Kapitel der Geschichte, Paul. Der Rest der Geschichte ist für die Erde noch ein Buch mit sieben Siegeln. Im Milchstraßensystem ist man schon ein paar Kapitel weiter. *Und trotzdem ist das Gehirn das gleiche geblieben.* Es ändert sich nicht viel, weil – wie ich schon versucht habe, Ihnen zu erklären – *der Mensch sich nicht sehr ändert.* Was hat sich dann also geändert, Paul?«

»Natürlich die Kultur«, antwortete Ellery, wobei er sich etwas töricht vorkam. »Die Lebensweise.«

»*Sehr* gut, Paul. Das Gehirn ist das gleiche geblieben, es mußte nur mehr lernen. Nun eine andere Frage: Erbt ein Mensch seine Kultur?«

Ellery kam sich wirklich wie ein Dummkopf vor. »Nein, er muß in sie hineinwachsen und sie erlernen.«

»Gut, sehr gut. Daß sich Ihre Leute an die Supermänner klammern, ist ein sehr verbreiteter, primitiver Charakterzug. Trinken Sie noch einen.«

Ellery trank noch einen.

John legte seine Füße wieder auf den Hocker und schaute Ellery aufmerksam an. »Sie sollten mehr über die Menschen nachdenken, Paul. Über die einfachen

Alltagsmenschen. Sie sind sehr bemerkenswerte Tiere.«

Ellery wartete, daß John fortfahren würde, aber John schaute ihn nur schweigend und lächelnd an.

»Sie haben mich bestimmt nicht wegen dieses Gespräches heraufgeholt«, sagte Ellery. »Ich weiß nicht, welche Rolle Sie bei dem Ganzen spielen, John, aber ich bin sicher, daß Sie von mir irgend etwas erwarten. Mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Sie haben geredet ...«

»Das stimmt«, sagte der kleine, dicke Mann. »Ich habe die ganze Zeit über geredet, nicht wahr? Ich habe damit zwei Absichten verfolgt. Zunächst einmal wollte ich Sie aus Ihren privaten Gedanken reißen, und dann wollte ich Ihnen die Lösung für Ihr Problem geben.«

Paul Ellery starrte ihn an.

Der Heilige Abend war längst in den ersten Feiertag übergegangen.

Das riesige Raumschiff flog hoch in der Dunkelheit über der schlafenden Erde. Es war ein Schatten, der sich in den Luftströmen bewegte wie ein Fisch im seichten Wasser.

Die Unterhaltung zwischen den beiden Männern, die von einem langen Schweigen unterbrochen war, setzte sich allmählich wieder in Gang. »Schauen Sie, John«, sagte Ellery, »ich finde, daß das nicht die richtige Zeit für irgendwelche Spielchen ist.«

Der dicke Mann zuckte die Achseln. »Das kommt immer auf den Einsatz an.«

Ellery schenkte sich noch einen Whisky ein. Er war gleichermaßen aufgekratzt und müde und hatte einen Punkt erreicht, wo es auf ein paar Drinks mehr oder weniger nicht ankam.

»Nehmen wir einmal an, daß ich ein kleines und ziemlich dummes Kind bin«, sagte er. »Sie holen mich hier herauf und erzählen mir, weshalb Sie Supermänner ablehnen. Sie sind ein guter Erzähler, John, und ich höre Ihnen gern zu. Aber dann sagen Sie mir, daß Sie gerade mein Problem für mich gelöst hätten. Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist mein Problem

sehr einfach. Ich muß mich entscheiden, ob ich in sechs Tagen zur Zentrale gehe oder nicht. Wenn ich es tue, fange ich ein neues Leben mit neuen Werten an. Wenn ich es nicht tue, muß ich zu einem Leben zurückkehren, das für mich jeden Sinn verloren hat. Und das kann ich nicht. Sie haben mir selbst vor nicht allzu langer Zeit gesagt, daß man mit den Wölfen heulen muß. Wenn Sie eine andere Lösung meines Problems sehen, dann müssen Sie sich schon deutlicher ausdrücken. Ich habe keine Zeit zum Rätselraten.«

John zog die Augenbrauen zusammen. Er schien irgendwie enttäuscht zu sein. »Ich hatte Hoffnungen für Sie, Paul. Sonst hätte ich mich damit nicht abgegeben. Aber ich habe *immer noch* Hoffnungen für Sie. Aber lassen Sie mich einen Parallellfall konstruieren. Vielleicht verstehen Sie mich dann besser. Sie waren selbst Lehrer. Ich weiß nicht, ob Sie ein guter, ein schlechter oder ein mittelmäßiger Lehrer waren – ich nehme an, ein mittelmäßiger. Aber wir wollen von einem wirklich *guten* Lehrer sprechen. Wenn dieser Lehrer einen Schüler hat, bei dem er einige Intelligenz voraussetzt, dann wird er ihm einige Fakten geben, an denen sich der Schüler die Zähne ausbeißen soll. Der Lehrer kann etwas nachhelfen, aber er kann nicht die *ganze* Arbeit für den Schüler tun. Der Schüler muß von selbst darauf kommen, wie er die Fakten auf ei-

nen gemeinsamen Nenner bringt. Manche schaffen es nie. Die Schuld liegt manchmal beim Lehrer, Paul, und manchmal beim Schüler.«

»Okay, okay«, sagte Ellery ungeduldig. »Wo sind also die Fakten?«

John seufzte.

*Die Eingeborenen sind langsam, dachte Ellery, man muß sie Schritt für Schritt vorwärtsbringen.*

»Dann werde ich etwas deutlicher werden«, sagte John. »Fangen wir so an: Ich bin ein Mann.« Er hob abwehrend die Hand. »Das soll kein Witz sein. Hören Sie mir zu, und versuchen Sie, ein wenig zu denken.«

»Schon gut«, murmelte Ellery und zündete sich eine neue Pfeife an.

»Ich bin also ein Mann«, fuhr John fort, »und als solcher bin ich in eine Kultur hineingeboren, in der Sie mich jetzt kennengelernt haben, und in eine Gesellschaft mit eigenen Gesetzen und politischen Anschauungen. Als Mann habe ich eine Arbeit zu verrichten. Ich bin angestellt, wenn Sie so wollen. Da ich den Dreh kenne, wie man mit Eingeborenen auskommt, werde ich von meiner Regierung im Bedarfsfall als Kontaktmann eingesetzt. Ich habe Sie zuerst in meiner beruflichen Eigenschaft kennengelernt und Sie allmählich mit unserem System vertraut gemacht. Ich bilde mir ein, daß mir das auch recht gut gelungen ist. Jetzt rede ich aber nicht als Regierungsange-

stellter zu Ihnen. Ich versuche, als Mann zu Ihnen zu sprechen.«

»Ich verstehe«, nickte Ellery. »Aber können Sie nicht ein bißchen deutlicher werden? Wenn Sie meine geistigen Fähigkeiten überschätzen, dann kommen wir nie weiter.«

John lächelte. »Wenn ich Ihre geistigen Fähigkeiten überschätzt hätte, dann würden Sie weder für das eine noch für das andere etwas taugen.«

Ellery schluckte das. Obwohl er es allmählich satt hatte, gönnerhaft behandelt zu werden, wußte er, daß John es unabsichtlich tat.

»Ich werde Ihnen sagen, weshalb ich mich nicht deutlicher ausdrücken kann«, sagte John. »Ich bin ein Bürger, der sich an die Gesetze hält. Ich *muß* so handeln. Ich habe nicht die Absicht, meiner Regierung in den Rücken zu fallen. Ich könnte es auch nicht, selbst wenn ich wollte.«

Ellery wartete verzweifelt. Wenn er etwas Wissenswertes erfahren sollte, dann mußte es bald sein. *Sehr* bald.

John trommelte mit seinen Fingern auf dem Schreibtisch. »Ich bin kein Idealist, mein Sohn«, sagte er. »Mein Leben hat mich gelehrt, nicht mit Scheuklappen herumzulaufen. Ich glaube, daß ich ein praktisch denkender Mensch bin – genau wie Sie.«

»Was verstehen Sie unter praktisch?«

Johns Gesicht hellte sich auf. »Ah, die Semasiologie! Ein menschliches Hirn fängt wieder an zu funktionieren.«

»Verdammt noch mal, John, steigen Sie endlich von Ihrem hohen Pferd.« Ellery lächelte. »Wie wäre es, wenn ich Sie verprügelte?«

John lachte entzückt. »Das würde mir gar nichts ausmachen«, versicherte er Ellery. »Und Ihnen würde es bestimmt nichts nützen. Aber mir gefällt Ihre Haltung. Ich entdecke einen Fortschritt.«

Als John dann plötzlich seine Faust auf den Tisch knallte und aufstand, änderte Ellery seine Meinung, wie schnell John k.o. zu schlagen wäre.

»Praktisch!« schnaufte John. »Ich werde Ihnen sagen, was praktisch ist. Wenn man es geschickt versteht, zu überleben. Nicht nur Sie und ich – wir sind nichts. Aber wir alle, jeder! Ein Mensch, der überlebt, ist praktisch gewesen. Was halten Sie davon?«

»Das klingt sehr einleuchtend. Aber was meinen Sie genau damit?«

»Ich meine, daß die Zivilisation, die ich die Ehre habe zu vertreten, typisch für alle Menschen ist. Man findet überall die gleiche Hammelherde vor. Wir haben einen ungeheuren sogenannten Fortschritt. Wir haben eine Raumflotte und Planeten und viele Dinge, die erst in Millionen Jahren auf dieser Erde entdeckt werden. Na und, Paul?«

Ellery zog an seiner Pfeife und drückte heimlich die Daumen.

John setzte sich wieder hin und faltete geduldig die Hände. »Sie haben bereits alle Fakten, die Sie benötigen«, sagte er. »Sie sollen Wissenschaftler sein. Lassen Sie mich eine Frage stellen. Was ist seit Bestehen jeder Kolonialpolitik das einzig Sichere? Das, worauf man sich bestimmt verlassen kann?«

»Daß sie nicht funktioniert«, sagte Ellery langsam.

»Ausgezeichnet.« John donnerte wieder seine Faust auf den Tisch und schüttete bis auf einen winzigen Rest den Whisky in sein Glas. »Sie sehen vor sich eine Zivilisation, die das Milchstraßensystem beherrscht. Sie sehen Triumphe der Technik, die Sie kaum verstehen können. Und womit müssen wir uns befassen, mein Sohn? Mit einer Kolonie! Mit einer Kolonie auf einem rückständigen Planeten. Ist das nicht phantastisch, Paul? Eh? Finden Sie das nicht phantastisch?«

»Vielleicht bin ich ein wenig dumm gewesen«, stotterte Ellery, während er versuchte, das eben Gehörte zu verdauen.

»Natürlich waren Sie dumm! Sie sind doch ein Mensch, nicht wahr? Können Sie mir sagen, welches andere Tier millionenmal denselben Fehler begeht?«

»Sie sagten, daß Sie ein Bürger wären, der sich an die Gesetze hält«, erinnerte Ellery ihn sanft.

»Das bin ich auch! Das heißt aber nicht, daß ich die

Gesetze, unter denen ich lebe, *gutheiße*. Wenn jeder zu jeden Zeiten die jeweiligen Gesetze für der Weisheit letzten Schluß gehalten hätte, würden wir heute noch in Höhlen leben. Das heißt, daß wir es wahrscheinlich niemals zu Höhlen gebracht hätten. Aber ich bin – wie ich Ihnen schon einmal gesagt habe – ein unpolitischer Mensch.« Er lächelte. »Ich bin praktisch.«

»Und – jetzt?«

»Und jetzt möchte ich Ihnen etwas von den *anderen* zeigen. Ich habe hin und wieder vorsichtig versucht, Sie zum Nachdenken über die *anderen* zu bringen. Ich weiß zwar nicht, inwieweit mir das gelungen ist, aber ich hoffe, daß Sie das Problem interessiert.«

»Aber sicher. Was sind die *anderen*?«

»Das werde ich Ihnen jetzt zeigen«, sagte John. Er stand auf und bat Ellery, ihn zu begleiten.

Sie kamen durch eine Seitentür auf den Korridor. Ellery hatte Mühe, mit dem kleinen Dicken Schritt zu halten. Sie kamen an Männern und Frauen vorbei, die sie kaum beachteten. Das Schiff war normal beleuchtet. Es schien hier keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht zu geben.

Sie gingen viele Gänge entlang, kamen an unzähligen Türen und Seitengängen vorbei, benützten Fahrstühle und erklommen Rampen.

Schließlich, als sie sehr hoch im Schiff waren – Ellery hatte fast das Gefühl, daß die Luft hier dünner war

–, blieben sie vor einer großen, verschlossenen Tür stehen.

Vor der Tür stand ein Posten – der erste, den Ellery auf dem Raumschiff sah. Der Posten nickte John zu und warf einen fragenden Blick auf Ellery.

»Er gehört zu mir«, sagte John, »alles hat seine Richtigkeit.«

Der Posten erwiderte etwas in der fremden Sprache und drückte dann auf einen Knopf. Die Tür öffnete sich geräuschlos. Nachdem John und Ellery eingetreten waren, schloß sich die Tür wieder hinter ihnen.

Das Zimmer war nicht groß und hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem normalen Vorführraum. Es gab etwa zwanzig Reihen mit bequemen Sesseln. Dort, wo man auf der Erde eine weiße Leinwand erwarten würde, war jedoch ein milchig-graues Viereck, das wie eine Wolke wirkte, die sich sanft bewegte.

Die beiden Männer setzten sich in die vorderste Reihe. John drückte auf ein paar Knöpfe an seiner Sessellehne.

»Jetzt werden Sie die *anderen* erleben«, sagte er.

Das Licht ging aus.

Die graue Wolke wurde heller und schien sich im Raum auszudehnen.

Ellery kniff unwillkürlich die Augen zu, aber es passierte nichts.

Dann verwandelte sich das milchige Weiß in ein Grau-Schwarz. Ellery hielt plötzlich den Atem an, weil er merkte, daß er fiel. Er versuchte zu atmen, aber da war keine Luft. Da war nur ein riesiger, schwarzer Tunnel, größer als die Erde. Er fiel und fiel, mit dem Kopf nach unten, auf Billionen Lichter zu, die ihn blendeten.

Der Sturz wurde schneller und immer schneller.

Dann sah er drei Raumschiffe vor sich. Er richtete seinen Blick starr auf diese Schiffe, und die Perspektive kehrte zurück. Er konnte wieder atmen.

Die Raumschiffe wirkten wie große graue Fische, die in einem unendlichen Meer schwammen. Sie näherten sich dem Rand des Tunnels und nahmen Kurs auf die Billionen Lichter, die Sterne waren.

Der Tunnel weitete sich zu einem anderen Welt-raum aus. Das Licht, das von den einzelnen Sternen ausging, vereinigte sich zu einer einzigen kalten Flamme.

Das war kein Universum, in dem menschliche Wesen existierten.

Die Raumschiffe bewegten sich durch die Dunkelheit und zogen einen Sprühregen von Funken hinter sich her. Die Lichter eines anderen Universums kamen immer näher.

Und noch etwas.

Ellery konnte es nicht genau erkennen, aber er

schnellte in seinem Sessel zurück und wünschte, daß er die Augen schließen könnte.

Er konnte sie nicht schließen.

Jetzt konnte er es fast erkennen. Er wollte schreien. Er erinnerte sich an jene Nacht auf der Thorne-Ranch mit den blauen Lichtern ...

Es war nackt, ungeschützt und allein.

Es war schleimig und bewegte sich wellenförmig fort.

Es kam auf die Raumschiffe zu, und es hatte Augen.

Ellery konnte nicht verfolgen, was es tat, aber eines der Raumschiffe brach auseinander. Flammen zuckten auf und verteilten sich nach allen Richtungen.

Die zwei übriggebliebenen Schiffe machten sich auf den Rückflug. Sie waren unendlich langsam. Sie brauchten eine Ewigkeit ...

Irgend etwas Schleimiges legte sich um die Schiffe. Es wuchs und schimmerte.

Dann gab es nur noch ein Raumschiff. Das andere war verschwunden.

Das schleimige Ding mit den Augen *klatschte* – anders konnte man das Geräusch nicht bezeichnen. Es hing im Raum und wartete.

Das letzte Raumschiff kam davon. Es flog den langen, schwarzen Tunnel empor und ließ die Lichter und das Ungeheuer, das im Nichts war, hinter sich zurück.

Dann verwischte die Szene, die Dimensionen veränderten sich. Zuerst gab es das milchige Weiß und dann das graue Viereck an der Wand.

Paul Ellery befand sich wieder in dem Vorführraum.

»Reizend, nicht wahr?« fragte John.

Ellery antwortete nicht.

John führte Ellery aus dem Raum und den gleichen Weg zurück in sein Büro. Er öffnete eine neue Flasche Whisky und füllte die beiden Gläser. Diesmal leerten beide Männer ihr Glas in einem Zug. John schenkte nach und setzte sich.

»Ihre Astronomen bezeichnen dieses Gebiet als die ›Große Magellanische Wolke‹«, sagte John langsam. »Es ist ein außergalaktisches Sternensystem. Dort leben die *anderen*.«

»Sie leben im Raum? Im leeren Raum?«

John zuckte mit den Achseln. »Sie sind vielseitig«, erklärte er.

»Wieviel wissen Sie über sie?«

»Nicht allzuviel, aber genug. Es gibt andere Sternensysteme und andere Lebensformen als menschliche Wesen, Paul. *Die anderen* sind feindlich – wenn das das richtige Wort ist. Wer kann ihre Motive verstehen – wenn sie überhaupt welche haben? Man hat sie hin und wieder auch schon in unserem Sonnensystem gesehen. Und ihr Auftauchen bedeutet Ärger. Im Augenblick

sind sie, soweit wir es beurteilen können, noch keine Gefahr, aber sie können es eines Tages werden. Eines Tages werden die Menschen gegen sie kämpfen müssen, Paul. Und wenn es dazu kommt, dann würden die Menschen verlieren. Wahrscheinlich würde es gar nicht erst zum Kampf kommen.«

Ellery saß sehr still da. Sein Geist kam ihm plötzlich hoffnungslos klein vor. Sein Horizont hatte sich geweitet. Er hatte von dem Leben im Milchstraßensystem Kenntnis genommen und versucht, mit diesem Problem fertig zu werden. Und jetzt gab es noch andere Sonnensysteme, die Lebensformen hervorgebracht hatten!

Er kam sich wie eine Ameise im Dschungel vor.

»Es ist spät geworden«, sagte John, »und das Schiff entfernt sich zu weit. Unsere Zeit ist zu Ende, Paul. Es kann sein, daß wir uns nie wiedersehen. Ich bin fast fertig mit dem, was ich Ihnen sagen wollte und hoffe, daß ich Sie nicht enttäuscht habe.« Er deutete auf die zerknüllte Zeitschrift auf dem Schreibtisch. »Ich bilde mir ein, daß ich Sie recht gut verstehe. Sie suchen nach einer Art Geheimwaffe, nicht wahr? Ein niedliches Wunder, wohlverpackt und mit einem blauen Band zugebunden?«

Ellery überlegte. »Ich habe mir zwar versucht einzureden, daß es keine Geheimwaffe gibt, aber ich habe wahrscheinlich trotzdem eine gesucht.«

*Und das ist sie. Die Geheimwaffe.*

»Sie kennen uns jetzt«, sagte John langsam und deutlich. »Sie müssen an uns nicht als an eine andere Kultur denken – wir sind ebenfalls menschlich. Kultur ist ein abstrakter Begriff, der sich aus den Lebensweisen verschiedener Völker gebildet hat. Das Milchstraßensystem ist riesig, und es gibt natürlich verschiedene Ansichten. Alle Menschen denken weder bei Ihnen noch bei uns gleich. Wir tun unser möglichstes. Es liegt an der *Situation*, daß die Unruhe wächst. Zum Teufel, mein Freund, wir haben alle noch einen weiten Weg vor uns. Kein System hält sich ewig. Eines Tages müssen alle Menschen zusammenhalten. Wenn sie das nicht tun, wird keiner übrigbleiben. Sie haben die *anderen* jetzt gesehen, und ich bin sicher, daß Sie sie nicht wieder vergessen werden. Ihr Problem ist nicht, irgendwo im All herumzuspazieren. Ihr Problem ist ein junger Mann namens Paul Ellery. Sie sollten ihn kennenlernen. Ich halte ihn für einen netten Burschen.«

Das Schweigen breitete sich aus.

Ellery schaute sich im Raum um. Er sah plötzlich alles doppelt klar. Die Wände, die Bücher, die Akten-deckel, den Tisch, die Stühle. Er sah die Flasche und die benutzten trüben Gläser. Er sah John, und die passenden Worte wollten ihm nicht einfallen.

»Ich glaube, wir sind heutzutage gar nicht mehr an Freundschaft gewöhnt«, meinte er dann schließlich.

»Wir empfinden Freundschaft als unbehaglich. Wir wissen nichts damit anzufangen.«

»Ich weiß«, nickte John. »Man sollte aber darüber nicht vergessen, daß es sie noch gibt.«

»Vielleicht sehe ich Sie wieder.«

»Vielleicht.« John warf einen Blick auf die Uhr auf seinem Schreibtisch. »Es wird Zeit für Sie, zu gehen.«

Als sich Ellery erhob, war er etwas steifbeinig. John wühlte in seinen Papieren auf dem Schreibtisch. Er wirkte fast etwas hilflos.

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

»Alter Junge, vielleicht treffen wir uns mal wieder«, sagte John.

»Jaaa. Vielleicht kommen wir später in den Himmel und sitzen an der gleichen Harfe.«

»Abgemacht. Aber Sie müssen jetzt gehen, Paul.«

»Okay. Ich kenne den Weg. Vielen Dank für alles.«

»Bis irgendwann.«

Als Paul Ellery auf die Tür zuging, öffnete sie sich. Hinter sich hörte er Johns Stimme: »Frohe Weihnachten, mein Sohn.«

Dann schloß sich die Tür.

Er ging den langen Gang zu der Metallkugel zurück, die ihn wieder auf die Erde bringen würde. Zurück auf die Erde und zurück nach Jefferson Springs. Er schaute auf seine Uhr.

Es war fast Mittag des ersten Feiertages.

Die Tage, die Paul Ellery noch blieben, vergingen wie im Fluge.

Eins, zwei, drei –

Vier, fünf, sechs –

Ehe er es sich versah, war der Vormittag des letzten Tages im Dezember herangekommen. Um Mitternacht würde auf der Erde ein neues Jahr anfangen. Um ein Uhr würde das Zentrumschiff in den Weltraum aufsteigen.

Und auf diesem Schiff war ein Platz für ihn.

Er brauchte nichts weiter zu tun, als an Bord zu gehen. Er brauchte nichts weiter zu tun, als von der Erde Abschied zu nehmen.

Er schaute aus dem Küchenfenster hinaus. Es war ein grauer, trostloser Tag. Die Sonne war blaß und weit, weit entfernt. Der kalte Wind pfiff gegen die Fenster.

*Von der Erde Abschied nehmen.*

Würde das wirklich so schwer sein? Sicher, es gehörte immer etwas dazu, die eigene Trägheit zu überwinden, seine Sachen zu packen und weiterzuziehen. Es war immer schwer, aber es würde nicht unmöglich sein.

Im Augenblick nicht.

Ellery hatte den Krieg und das Ende des Krieges miterlebt. Er war in einem Jahrhundert der Kriege geboren. Der Krieg hatte immer wie ein Schreckgespenst über ihm geschwebt. Er hatte den Kriegsgestank in der Nase.

Hiroshima und Nagasaki hatten eine neue Kriegsführung eingeleitet. Und die Löcher, die die Wasserstoffbomben in den Pazifik gerissen hatten, waren eine weitere Lektion. Die Kultur der Erde *mußte* sich ändern. Sie würde sich auch ändern. Die Frage war nur, ob das rechtzeitig geschah.

Wie oft hatte er die Stimmen gehört: *Und ich sage dir, wir sollten die Bastarde bombardieren, solange wir noch Gelegenheit dazu haben. Wir müssen sie schlagen, ehe sie uns schlagen. Vielleicht verschwinden wir dabei von der Landkarte. Aber dann werden wir die anderen mit uns nehmen.*

Krieg war für keinen ein Gewinn. Krieg war Selbstmord. Aber die Menschen lernten das nicht. Sie reagierten, wie sie schon immer reagiert hatten. Keiner hatte ihnen gesagt, daß sich die Zeiten geändert hatten. Keiner hatte ihnen gesagt, daß die Lösungen von vor zwanzig Jahren heute keine Lösungen mehr waren.

Keiner hatte es ihnen gesagt.

*»Okay, Kamerad, dann nenne mir einen anderen Weg.«*

Was sollte man ihnen sagen?

Sie trauten den Vereinten Nationen nicht.

Sie glaubten nicht an Redlichkeit.

Sie waren durch eine harte Schule zynisch geworden.

Sie wußten nicht, was Wissenschaft war. Sie wußten nicht, daß Wissenschaft eine Lehre war. Für sie war Wissenschaft gleichbedeutend mit Bomben, Autos und Fernsehen. Warum auch nicht? Den Wissenschaftlern war es egal.

Die Wissenschaftler waren auch nur menschlich. Sie hießen Sam und Frank und Bob und Heinrich und Luigi und waren sich niemals einig. Das war Ehrensache. Sie würden sich selbst dann noch über gewisse Punkte streiten, wenn die Erde auseinanderplatzte.

Es gab Männer, Frauen und Kinder. Jeder hatte seine eigenen Probleme, Träume, Ängste. Jeder hielt seine Meinung für richtig. Jeder hastete, strebte und arbeitete.

Wie Ameisen in einem Ameisenhaufen.

Bis man einen Eimer Wasser darüber schüttete.

Ellery fürchtete sich nicht vor der Opposition. Die galaktische Regierung würde mit ihr fertig werden. Er machte sich auch nicht allzuviel Gedanken über die *anderen*. Noch nicht. Sie waren weit von der Erde entfernt.

Er fürchtete sich auch nicht vor Jefferson Springs als solches.

Er fürchtete sich nicht vor den Amerikanern oder vor den Russen oder vor den Chinesen oder vor den Engländern oder vor den Eskimos.

Er fürchtete sich vor *allen* Menschen.

Er fürchtete sich vor der Erde.

Er drückte seine Zigarette auf einem Teller, der auf dem Küchentisch stand, aus und zündete sich eine neue Zigarette an. Er hörte, wie der Kühlschrank sumnte. Er hörte, wie der Wasserhahn tropfte. Er stand auf und machte eine Dose Bier auf. Die Welt draußen vor dem Fenster wirkte kalt.

Soviel also über die Erde.

Angenommen, er stieg in das fremde Raumschiff?

Zunächst einmal würde er leben. Da er sich nicht zum Märtyrer eignete, war dieser Punkt sehr wichtig. Die zivilisierten Menschen des Milchstraßensystems hatten die Kontrolle über ihre Wasserstoffbomben nicht verloren. In dieser Hinsicht bestand also keine Gefahr.

Wenn er in der Zentrale war, würde er sich verändern. Er würde nicht mehr derselbe Paul Ellery sein. Doch wäre das so schlimm? War der jetzige Paul Ellery so großartig und wunderbar, daß man ihm unbedingt nachtrauern mußte?

Er würde sich verändern, aber sicher nicht völlig. Wahrscheinlich würde er ein besserer Mensch werden. Daß er nicht unglücklich wurde, dafür würde

schon die Zentrale sorgen. Er würde neue Werte kennenlernen, und er würde neue Ziele erstreben. Die Zentrale würde für eine ›Vollständige Ausbildung‹ sorgen.

Und dann?

Dann wüßte er die Antworten auf alle Fragen – zumindest auf die wissenschaftlichen. Er könnte vielleicht weiterhin Anthropologe sein – oder welche Bezeichnung sie für einen fortgeschrittenen Anthropologen haben mochten. Während sich auf der Erde die Wissenschaftler mit Erfindungen und Erkenntnissen herumquälten, brauchte er dann in der Zentrale nur ein Buch aufzuschlagen und die Antworten abzulesen.

Die Fragen, die er als Mensch hatte, waren vielleicht schwieriger zu beantworten.

Er mußte sehen, wie er mit dem Leben dort zurechtkam. Es würde ein neues, ein besseres Leben sein. Er konnte sich die Dinge, die er sehen, und die Dinge, die er tun würde, nicht vorstellen. Er würde mit einem Notizbuch durch die Zukunft gehen. Und die Fremden waren auch Menschen. Dieser Gedanke war tröstlich. Er konnte das neue Leben mit Zuversicht beginnen. Er würde in Frieden und in Sicherheit leben. Und er würde das Leben genießen.

Vielleicht würde er auch die Möglichkeit haben, der Erde zu helfen. Sicher würde er Gutes tun können.

Aber wenn er dann nicht mehr derselbe war, *wollte* er vielleicht gar nicht der Erde helfen. Er würde dann auch fremden Gesetzen unterstehen. Aber trotzdem könnte er viel für die Erde tun. Er konnte so werden wie John.

Er versuchte, das zu glauben.

Er schaute auf die Uhr. Es war sechs. Um acht Uhr würde er zu Cynthia gehen und mit ihr das neue Jahr begießen. In sieben Stunden startete das Raumschiff zur Zentrale.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. El- lery fragte sich, wo John jetzt sein mochte. Während er sich mit dem Glas in der Hand gegen den Kühlschrankschrank lehnte, glaubte er John deutlich vor sich zu sehen. Den kahlen, runden Schädel mit dem spärlichen Haarkranz. John zwinkerte mit den Augen, bewegte die Arme und redete, redete, redete ...

John hatte ihm die Lösung gegeben. Zwar nicht wohlverpackt mit einem Seidenbändchen, aber er mußte dahinterkommen ...

Die Indianer waren auf eine Ölquelle in ihrem Reservat gestoßen. Das Öl hatte ihnen etwas eingebracht, was sie zum Vorwärtstkommen brauchten: Geld.

John hatte ihm auch so etwas wie eine Ölquelle zum Vorwärtstkommen gegeben. John hatte ihm eine Information gegeben.

Eine Information, mit der sich die Kluft überbrücken ließ. »*Es liegt an der Situation, daß die Unruhe wächst*«, hatte John gesagt.

Das Problem, das durch die fremde Kolonie Jefferson Springs entstanden war, konnte nicht gelöst werden, weil die Erde nicht so fortschrittlich war, um mit dem Problem fertig zu werden. Ein Problem, das nicht als solches erkannt wurde, konnte auch nicht gelöst werden.

»*Kein System hält sich ewig*«, hatte John gesagt.

Das war der Schlüssel. Das Problem ließ sich *im Augenblick* nicht lösen. Das hieß aber nicht, daß es *niemals* zu lösen war.

Die Fremden würden sich nicht in die Belange der Erde einmischen. Sie hatten ihre eigenen Gesetze, die sie einhielten. Wenn die Menschen die Leiter erklimmen, konnten sie von den Fremden, den Kolonisten, nicht wieder zurückgestoßen werden.

Wenn sich die Erde weiterentwickelte – wenn sie ein gemeinsames Ganzes statt einer Ansammlung feindlicher Nationen wurde –, dann würde sich die Situation ändern. Die Erde hatte dann eine Stimme und konnte mitreden. Das Problem der Fremden würde verständlich werden, und man konnte sich damit auseinandersetzen.

Und noch mehr. Die galaktische Zivilisation würde dann eine *vereinigte* Erde bitter nötig brauchen.

»Schauen Sie sich die anderen an!«

»Es wird der Tag kommen, an dem die Menschen verlieren.«

Die menschliche galaktische Zivilisation war nicht allein im Universum. Schon war sie auf feindliche Lebensformen von anderen Milchstraßensystemen gestoßen, auf die *anderen*, die keinen Namen hatten. Die Menschen hatten erkannt, daß die *anderen* tödlich waren und daß sie ihnen eines Tages ausgesetzt sein würden. Bis zu diesem Zeitpunkt mochten sie vielleicht eine Gegenwaffe entdeckt haben, aber sie mußten sich trotzdem mit anderen Welten verbünden, um zu überleben. Ein Kreislauf ohne Ende.

Selbst die galaktische Regierung war noch jung. Wer wußte, was *hinter* den *anderen* noch für Gefahren lauerten?

Ellery konnte jetzt mit der Kolonie nicht verhandeln. Er konnte mit ihr nicht fertig werden, weil die Erde nichts zu bieten hatte. Und die falschen Waffen zur falschen Zeit anwenden war schlimmer, als gar keine Waffen zu benutzen. Aber mit den richtigen Kräften zur richtigen Zeit ließ sich etwas anfangen. Und die galaktische Regierung hatte ja auch ein Interesse daran, zu überleben.

Die Lösung war da. Sie ließ sich vielleicht erst in vielen hundert Jahren realisieren, aber sie war da.

Doch, bis es soweit war, mußte Paul Ellery leben.

Er schaute auf die Uhr. Es war acht. Er würde zu spät zu Cynthia kommen. Aber er machte sich nichts vor. Er mußte sich entscheiden. Diese Entscheidung nahm ihm niemand ab.

Und er hatte nicht mehr viel Zeit. Das alte Jahr war fast vorbei.

Er hörte Schritte auf den Stufen zur Veranda. Hohe Absätze klapperten auf dem Holz. Cynthia würde fragen, wo er bliebe. Er eilte durch das Wohnzimmer und öffnete die Tür.

Vor ihm stand eine Frau. Es war nicht Cynthia.

Es war Anne.

Er suchte nach Worten, aber er fand keine.

»Hallo, Ell. Darf ich hereinkommen, oder findet gerade die Fütterung der Vampire statt?«

Anne schaute ihn nur an und wartete. Unter ihren sanften graugrünen Augen zeichneten sich Schatten ab, und ihre dunklen Haare waren nicht allzu sorgfältig gekämmt. Sie trug ein blaues Kostüm mit einer weißen Bluse. Der Rock war vom langen Sitzen zerknittert.

»Komm herein, Annie«, sagte Ellery. »Draußen ist es kalt.«

Anne trat ein und schaute sich um. Beim Anblick des umgedrehten Bildes lächelte sie leicht. Sie zog ihre Kostümjacke aus, richtete ihre Haare und schaute ihn unsicher an.

»Wie bist du hierhergekommen?« fragte er geistlos.

»Mit dem Bus. Ich freue mich, dir berichten zu können, daß es die öffentlichen Verkehrsmittel immer noch gibt. Es waren heute nicht viele Fahrgäste.«

»Hattest du eine angenehme Fahrt?«

»O ja, eine reizende Fahrt. Ich habe dir einen Skipullover gestrickt.«

»Tut mir leid, Anne. Mit mir ist heute nicht viel los. Möchtest du eine Tasse Kaffee?«

»Nein, danke.«

Sie standen sich im Wohnzimmer gegenüber und schauten sich an. Paul rührte sich nicht von der Stelle.

»Annie, warum bist du hergekommen?«

»Ich mußte kommen, Paul. Ich mußte mich mit eigenen Augen überzeugen. Wir haben so viele Silvester gemeinsam verlebt – und ich konnte mir nicht vorstellen, daß du das vergessen hast. Ich wollte sie sehen – wer immer sie ist. Aber ich werde es wahrscheinlich nicht durchstehen.« Ihre Stimme zitterte leicht. »Keine Angst, ich werde nicht weinen.«

»Du hättest nicht kommen sollen.«

»Das weiß ich. Aber ich bin trotzdem hier.« Sie brachte ein Lächeln zustande. »Was willst du jetzt mit mir machen?«

»Ich werde dich um einen Gefallen bitten, Liebling«, sagte er langsam. »Willst du mir noch einen einzigen Gefallen tun?«

»Ich werde es versuchen, Ell. Was soll ich tun? Auf die Straße gehen und ihr ein Messer ins Herz stoßen?«

»Es ist noch härter. Ich muß ausgehen. Ich möchte, daß du hier auf mich wartest und mir nicht folgst. Ich lasse dir für alle Fälle meinen Wagen da.«

Sie schaute ihn verzweifelt an. »Was soll das alles, Paul? Bist du in irgendwelchen Schwierigkeiten?«

»Du magst es so nennen«, sagte Ellery. »Ich kann deine Fragen nicht beantworten. Ich kann einfach

nicht. Du mußt mir vertrauen. Ich möchte, daß du hier wartest. Wirst du das tun Liebling?«

Sie verstand nichts, aber sie nickte. »Wie lange soll ich warten, Paul?«

»Bis ein Uhr«, sagte er. »Ich weiß, ich verlange viel von dir – ich wollte, ich könnte dich aus allem heraushalten. Ich habe es versucht. Wenn ich bis ein Uhr nicht zurück bin, dann nimm meinen Wagen, fahre nach Hause und vergiß mich.«

»Ell!«

»Ich muß jetzt gehen.«

Sie war in seinen Armen. Er hielt sie fest und hatte Angst, sie loszulassen. Aber dann machte er sich mit einem Ruck frei.

Er griff nach seinem Mantel und ging. Die Nacht war rauh und kalt. Ein eisiger Nordwind fegte durch die Straßen und pfiff durch die kahlen Äste.

Ihm blieben kaum noch vier Stunden.

Er ging durch die dunklen Straßen der Stadt. Die kleinen, fast quadratischen Häuser starrten ihn an. Einmal erspähte er hinter einem der Fenster einen blaßblauen Schimmer. Seine Schritte hallten auf dem verlassenem Bürgersteig.

Jefferson Springs wirkte wie ausgestorben.

Er stieg die Stufen zu Cynthias Haus empor und klopfte an die Tür. Er trat ein, ohne auf ein ›Herein‹ zu warten.

»Wie fein, daß du kommst«, sagte Cynthia, während sie sich von der Couch erhob.

»Es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe.«

»Nüchtern?«

»Ja.«

»Das ist heute *deine* Nacht. Möchtest du etwas trinken?«

»Sicher.«

Cynthia schenkte ihm einen ihrer anfeuernden Martinis ein, den er in einem Zug austrank. Sie füllte sein Glas wieder und küßte ihn.

»Entspanne dich«, sagte sie. »Willst du nicht zivilisiert werden?«

Er setzte sich auf die Couch.

Sie sah hinreißend aus. Sie sah immer hinreißend aus. Ihre blonden Haare waren so weich wie Seide, und ihre blauen Augen so kalt wie Eis. Ihr Kleid war aufreizend. Sie verstand es, sich zu kleiden.

»Ich werde einsam sein. Ich werde dich vermissen, Paul.«

»Sicher, sicher.«

»Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen, Liebster?«

»Mehrere Läuse.« Er lachte unmotiviert.

»Du bist nervös. Ich werde dir noch einen Martini machen.« Die Martinis erwärmten ihn. Er konnte nicht denken. Er verschob das Denken auf später und erinnerte sich, weshalb er hierhergekommen war.

Als er auf die Uhr schaute, zuckte er zusammen. Es war schon elf. Seine Zeit lief ab.

»Cyn.«

»Ja.«

»Ich bin hergekommen, um dir etwas zu sagen.«

»Dann sage es.«

Ihm wurde das Zimmer zu eng. Es war ein angenehm warmer Raum.

Er stand auf. »Ich bin hergekommen, um dir eine ganze Menge Dinge zu sagen, Cyn. Ich wollte dir sagen, daß du eine Hexe bist und was ich von dir halte. Ich wollte dir sagen, daß ich weiß, worauf du aus bist – du wolltest mit einem Höhlenmenschen schlafen; du wolltest mal einen Eingeborenen ausprobieren. Das weiß ich seit jenem bewußten Tanz; vielleicht schon vorher. Das war ich für dich: ein Wilder zum Spielen. Ich wollte dir sagen, daß ich mit dir geschlafen habe, weil du das Beste warst, was ich hier bekommen konnte. Das hatte ich mir vorgenommen. Das wollte ich dir alles ins Gesicht sagen und sehen, wie es dir gefällt. Es ist verdammt komisch, Cyn. Das hat sich alles bei mir angesammelt – und jetzt, wo ich eine Gelegenheit dazu habe, es auszusprechen, erscheint es mir überhaupt nicht mehr wichtig.«

Cynthia nippte an ihrem Martini und zündete sich dann eine Zigarette an. »Wir sind nun einmal so, wie wir sind«, sagte sie langsam. »Du kommst vielleicht

auch noch dahinter. Ich bin hier so etwas wie eine Aussätzige und du auch. Ich habe mich auch einsam gefühlt, wenn du es wissen willst. Und ich habe mich gelangweilt. Das war mein Verbrechen. Meine Leute sind die langweiligsten Geschöpfe, wenn du meine ehrliche Meinung hören willst. Sie sind hier, weil sie zu Hause nichts erreicht haben. Ich bin hier, weil ich nirgendwo hinpasse. Ich bin keine solide Bürgerin, Schatz. Ich war allein, und du warst etwas Neues für mich. Da du auch allein warst, haben wir uns zusammengetan. Und wir hatten unseren Spaß, nicht wahr, Paul? Bin ich darum eine Hexe?«

»Eins zu null für dich«, sagte Ellery.

Sie zuckte die Achseln. »Ich werde meinen Weg gehen, Paul. Ich bin immer meinen Weg gegangen. Wenn alles vorbei ist, bedaure ich nichts. Wenn du von der Zentrale zurückkommst und sie schicken dich nach Jefferson Springs, dann komme vorbei und sage guten Tag.«

»Ich bin dann für dich nicht mehr interessant. Kein Höhlenmensch.«

Sie lächelte. »Wir werden sehen.«

»Ich muß jetzt gehen, Cyn. Vielen Dank für alles.«

»Viel Glück, mein Lieber.«

Sie küßte ihn, und dann stand er vor der Tür. Er zog sich fröstelnd den Mantel an und schaute auf die Uhr.

Mitternacht! Die Zeit war gekommen.

Draußen auf der Walls-Ranch wartete eine Metallkugel darauf, ihn zum Zentrumschiff zu bringen. Jim Walls lebte gleich außerhalb der Stadt. Ellery brauchte nicht weit zu gehen. Er brauchte vielleicht eine halbe Stunde – nicht länger.

Ellery stand im kalten Wind, ballte die Fäuste und schloß die Augen. Er hatte bis zur letzten Minute gewartet. Jetzt mußte er sich unweigerlich entschließen, welchen Weg er gehen wollte.

Das Schiff wartete auf ihn – nur eine knappe halbe Stunde von hier entfernt. Vom Frieden trennte ihn nur ein kurzer Spaziergang. Ein neues Leben erwartete ihn in der Metallkugel.

Er hatte die Chance.

Er lächelte und setzte sich in Bewegung.

Seine Schritte hallten auf dem kalten Zement. Jefferson Springs umgab ihn mit Dunkelheit und Kälte. Er hätte genausogut durch eine Totenstadt laufen können.

Er ging nicht allein. Die Erinnerungen begleiteten ihn.

*Austin.* Ein heißer Sommertag. Ein Boot auf dem ruhigen See. Die Sonne brannte auf seinen nackten Schultern. Hank und Chuck tranken warmes Bier und aßen altbackenes Brot. Die Fische wollten nicht anbeißen. Das wundervolle kühle, grüne Wasser ...

*Zu Hause.* Ein Wohnzimmer mit Lampen, Bildern

und Stühlen, das seine Welt gewesen war. Mutter hantierte in der Küche, und Vater lachte über irgend etwas, was er gerade las. »Paps, kann ich Geld für ein Soda haben?« Die Straße mit den dunklen Bäumen ...

*Los Angeles.* Eine Party spät in der Nacht. Abgestandener Rauch in der Luft. George und Lois Sage saßen ihm gegenüber. Alle unterhielten sich darüber, was man tun sollte, wenn die Sirenen vor einem Luftangriff warnten. Jeder fürchtete sich vor der Wasserstoffbombe. Lois lächelte. »Ich persönlich würde mit dem Bus ins Stadtzentrum fahren, da ist man wenigstens gleich ganz weg ...«

*Colorado.* Ein kleines Dorf am Fuße der schneebedeckten Berge. Blauer Himmel, klare Luft und große Pinien. Ein Gebirgsbach mit Forellen. Ein unrasierter alter Mann. »Mein Sohn, ich kannte diesen Ort schon, als die Goldminen noch hier waren und sie hundert Huren aus Denver geholt haben ...«

*New York.* Helles Licht. Ein kleiner Klub. Eine Dixieland-Kapelle. Ein fast völlig gelähmter Trompeter in einem Rollstuhl. Blasse, schwitzende Gesichter im Scheinwerferlicht. *Aunt Hagar's Blues* ...

Mein Gott, war das alles schön gewesen.

Man wußte gar nicht, was einem diese Dinge bedeuteten.

Ellery ging schneller. Eine Straße und noch eine Straße. Er vergaß die Kälte.

Schnell, schnell, du darfst nicht zu spät kommen ...

*Du darfst nicht zu spät zur neuen Welt kommen. Du darfst das neue Leben nicht verpassen!*

Er hatte seinen Platz gefunden. Er hatte seine Menschen gefunden. Er war ein Narr –.

Doch das war ihm gleichgültig.

*Schnell, schnell, du darfst nicht zu spät kommen.*

Keiner konnte sagen, worin vielleicht der Unterschied zwischen Chaos und Zivilisation bestand.

Vielleicht kam jemand dahinter. Vielleicht fingen die Menschen an, ein wenig zu denken.

Da war die Hochschule.

Er fing an zu rennen.

Er rannte über die Straße, an seinem Auto vorbei und die Stufen zu seinem Haus hinauf. Er stieß die Tür auf und rannte hinein.

Dann blieb er stehen.

Anne war nicht da. Aber ...

Dann sah er sie. Sie saß in der Küche und trank Kaffee. Als sie ihn hineinstürmen sah, schaute sie etwas verwirrt auf.

»Paul!«

Er küßte sie. Er küßte ihren Hals, ihre Augen und ihre Haare. Er fegte die Kaffeetasse vom Tisch. Zum Teufel damit!

»Frohes, neues Jahr, Annie«, flüsterte er. »Frohes neues Jahr!«

»Paul!«

»Schnell, Annie! Greif alles, was du von meinen Sachen erwischen kannst, und wirf es ins Auto. Beeil dich!«

»Aber ...«

»Bist du vielleicht zu stolz, mich zu heiraten, Annie?«

Ihr Mund öffnete sich zu einem großen, runden O. Sie starrte ihn einen Augenblick sprachlos an; doch dann erwachten ihre Lebensgeister. Sie leerten das Haus in Windeseile, drehten alle Lichter aus und stürmten in den Ford.

Sie lachten über nichts. Über alles.

Der Motor heulte auf, und die Räder quietschten im Sand. Er fuhr, so schnell es ging, die Straße entlang. Dann bog er nach rechts in die Hauptstraße ein und raste an dem großen Eishaus vorbei.

*Schnell, schnell, es darf nicht zu spät sein!*

Es ging am Berry Platz vorbei und an der Jim-Walls-Ranch. Die graue Kugel war draußen auf dem Feld und wartete auf ihn. Er spürte die ungeheure Macht, die über seinem Kopf hing und die Sterne verdeckte.

Er schaute nicht nach oben.

Er schaute nur geradeaus.

*Man muß mit den Wölfen heulen.*

»Bald haben wir es geschafft«, sagte er und grinste.

Sie fuhren durch das schöne, einsame Land. Uvalde und Kerrville hatten sie schon hinter sich gelassen und näherten sich allmählich dem Hill Country.

Der Himmel war von unzähligen Sternen bedeckt.

Fern im Osten, wo die flachen, dunklen Hügel den Himmel berührten, sah Ellery die ersten schwachen Strahlen der Morgensonne. Unter der aufgehenden Sonne wartete die Stadt auf sie.

Er lachte in die Nacht.

Es war herrlich, für das Leben zu kämpfen.

John war ihm sehr nahe und lächelte.

Anne war dicht an seiner Seite.

»Paul, es ist so schön, daß du zurückgekehrt bist.«

»Und es ist so schön, wieder da zu sein«, sagte er.

»Annie, du wirst nie ermessen können, wie schön die Rückkehr ist.«